

DER MARIENBOTE

Dezember 1959



P. Joseph Simon, O.M.I.

Der neuernannte Provinzialobere der St. Marienprivinz der Oblaten.

Am Sonntag den 15. November wurde uns mitgeteilt, daß die Generalleitung der Oblaten in Rom den hochw. Pater Joseph Simon O.M.I. zum Provinzialoberen der St. Marienprovinz der Oblaten ernannt habe. Sein Vorgänger im Provinzialamt, Pater Joseph Switallo O.M.I., ist seit dem 26. Oktober Oberer unseres römischen internationalen Studienhauses.

So leid es uns tut, P. Switallo verloren zu haben, so freuen wir uns über die Ernennung des hochw. P. Joseph Simon. Überraschend war die Wahl des neuen Provinzialoberen nicht. Man wußte, daß es eines Tages so kommen werde. P. Provinzial Simon war seit vielen Jahren schon mit entscheidenden Dingen in der Entwicklung unserer Oblatenprovinz betraut. 18 Jahre wirkte er als Dozent der Philosophie in unserem Oblatenseminar zu Battleford. Er war es, der gemeinsam mit P. Peter Riffel O.M.I. die Sorgen und Lasten der Gründung und des Baues unseres St. Thomaskollegs trug. Seit 1950 war ihm die Leitung des Marianischen Missionsvereins anvertraut. Erst in seiner Hand konnte dieses Missionswerk sich geistig und apostolisch aufbauen. P. Provinzial Simon, der selbst seit 1950 beständig Volksmissionen und geschlossene Exerzitien predigte, legte vor zwei Jahren das geistige Programm unseres neuen Exerzitienhauses zu Saskatoon. Vor ungefähr acht Jahren gründete er das St. Josephheiligtum im St. Thomaskolleg, North Battleford, und dann leitete er die ersten Schritte zum Bau des neuen Gotteshauses ein, das wir, wie wir hoffen, in baldiger Zukunft als Kollegkapelle in North Battleford errichten werden.

Der Familienname unseres neuen Provinzialoberen, Simon, ist unter unseren älteren Katholiken deutscher Abstammung wohl bekannt. Der Vater unseres Provinzials konnte sich um die Entwicklung unserer deutschen katholischen Kolonien um Regina herum hohe Verdienste sammeln. In Pfarr- und Schulfragen (P. Simons Vater wirkte als Schulinspektor) half er unseren Leuten und der Kirche Westcanadas so manches Problem zu lösen, und Kirche und Glauben in seinem Wirkungskreis fest zu begründen. Der Vater unseres Provinzialoberen gehört zu jenen deutschstämmigen katholischen Laien, deren Name in der Geschichte des Katholizismus Westcanadas bleiben wird.

Zwei seiner Söhne schenkte er der Kirche. Sie wurden Oblatenpriester, und beide wurden sie von Rom mit dem Provinzialamt betraut. Pater Alphons Simon O.M.I. wirkte lange Jahre als Provinzialoberer in den Vereinigten Staaten, Pater Joseph Simon O.M.I. hat dieses hohe Amt vor ein paar Wochen antreten können. Sein Wohnsitz ist im Provinzialhaus, 1623 - 20th Street West, Saskatoon, Sask.

Dem Marienboten, der als Oblatenwerk der Leitung P. Simons untersteht, ist mit der Neuernennung der siebente Provinzialobere gegeben. Der Schriftleiter dient nun schon unter dem fünften Provinzial. Treu unserer Pflicht, der Kirche Canadas nach den Anweisungen der kirchlichen Oberen zu dienen, begrüßt der Marienbote den neuen Provinzialoberen Pater Joseph Simon O.M.I. Wolle Gott ihn und sein Arbeiten segnen, und Schutz und Hilfe ihm sein die Immaculata.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

28. Jahrgang | Dezember 1959, Battleford, Sask. | No. 3

Dies und Das

Menschwerdung Die Botschaft von der Menschwerdung Gottes, von der die Adventslieder jetzt im Dezember wieder singen, dringt wohl noch an viele Ohren, doch in die Herzen geht sie selten noch. Wir wissen einfach nicht mehr, worum es sich bei dieser Menschwerdung eigentlich handelt, und das Interesse, dieser Grundtatsache der Verkündigung des Christentums einmal nachzuforschen, ist auch nicht mehr da. Es kommt schon vor, daß wir uns hier und da einmal über das Thema "Menschwerdung" unterhalten. Nicht zwar über die Menschwerdung Christi, sonder über unser eigenes Werden, über das Werden des Menschen. Und da haben wir so unsere eigenen Ansichten.

Der Lehre des Christentums nach ist der Mensch aus dem Nichts geworden. Am Anfang war nichts als nur Gott allein. Auf Sein allmächtiges Schöpfungswort hin ist dann alles geworden, Himmel und Erde, die Wetter, das Tier und der Mensch. Von allem, was erschaffen ward. ist nur dem Menschen ewiges, nie endendes Leben gegeben. Für ein ewiges Leben in anderen Welten ist der Mensch erschaffen, und dann später von Christus erlöst worden.

Diesem Bericht der christlichen Religion glauben wir nicht mehr so recht. Unsere moderne, forschende Wissenschaft hat uns auch noch etwas zu sagen. Wir suchen uns die Errungenschaften dieser Forschungen zu deuten — wie viele andere sich die Bibel selbstständlich zu deuten suchen—, und nach diesem "Deuten" kommt uns dann das, was wir klare und vernünftige Erkenntnis nennen. Es kommt uns die Erkenntnis, daß der Mensch gar nicht dem Nichts entstamme. Er habe sich aus dem Ewigen entwickelt. Nämlich aus den ewigen Stoffen, Energien und Gesetzen des Universums.

Der Mensch entstammt dem Ewigen der unergründbaren Geheimnisse der Natur. Kurz und bündig ist diese Philosophie und dem Verstand einleuchtend. Besonders wenn der Verstand schnell zu denken gewohnt ist. Wir leben ja doch im Zeitalter der unerhörten Geschwindigkeiten.

Das Denken geht uns meistens schnell. Das Leben rollt inzwischen nach seinen eigenen Gesetzen dahin, unbekümmert um die Dinge, die wir in unseren Herzen sinnen und meinen. Ließen wir unsere Gedanken auch nur etwas dem Leben nachrollen, dann kämen wir auf Fragen, die sich nie nach den Maßen der Geschwindigkeitshetzerei unserer Tage beantworten lassen. Wir kämen da zum Beispiel auf die Frage: Wohin geht es denn mit dem Menschen, der dem Ewigen entstammt? Geht er wirklich dem Nichts zu? Man sagt uns doch, daß dem Menschen hinter dem Tode nur noch das Nichts sei, das Nicht-Sein, das Nichts-Sein, das Ende alles Ewigen in ihm.

All zu viel plagt sich der moderne Mensch jedoch mit solchen Problemen nicht. Gedanken und Gewissen lassen sich in so einer bunten Welt,

wie wir sie heute haben, sehr schnell zum Schweigen bringen.

Ungefähr 450 Jahre vor Christi Geburt schrieb der griechische Dichter Sophokles: "Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch." Und der deutsche Dichter Friedrich Schiller, dessen 200. Geburtstag am 10. November d.J. in aller Welt gefeiert wurde, spürte tief in seinem Geist, wie gewaltig das Gewaltige im Menschen uns beunruhigen kann. In seiner Schrift "Über das Erhabene" rief er: "Der Mensch ist das Wesen welches will!" Nur dadurch sei man Mensch, daß man Mensch sein wolle. Keiner sei schon Mensch, Mensch könne man nur werden.

Es gibt auch eine Menschwerdung für uns Menschen. Werden möchte ein jeder von uns gar vieles: Schuldenfrei, reich, unabhängig, angesehen, geliebt, wissend, und glücklich lange, freudigste Jahre durch.

Es ist wahr, was Sophokles sagt, der Mensch ist gewaltig. Er ist es aber nicht nur in seinem Heil, sondern auch in seinem Unheil. Nicht nur in seinem ungebändigten Drängen nach Wissen, Können und Herrschen, sondern auch in seiner Ohnmacht des Nichtwissens, des Nichtkönnens, und in seiner Hilfslosigkeit, sich aus Ketten zu befreien, die Unmenschliches uns antun, und aus denen, nach irdischer Aussicht, einfach keine Erlösung möglich zu sein scheint.

Wir sind Menschen, das ist schon war. Seit dem ersten Augenblick unseres Daseins sind wir es schon. Doch etwas will in uns einfach nicht fertig werden. Wir scheinen es nicht fertig zu bringen, zu Menschen zu werden. Trotz aller gewaltigen Erfolge unseres Forschens und Könnens geht es nämlich erschauernd unmenschlich unter uns zu. Wie es um uns steht, sieht so aus: Dem Christlichen sind wir halb fremd oder gar schon innerlich ganz fremd geworden. Wir reden uns ein, aus Ewigem zu stammen und dem Nicht-Sein entgegen zu gehen. Und heute stehen wir tatsächlich schon am Rande des Nichts-Seins. Wir wollen es ja so. Wir wollen nicht von Gott sein. Wir wollen nicht, daß unser Nächster sei. Alles beneiden wir ihm, alles mißgönnen wir ihm, im Internationalen, im Politischen und auch zu Hause. Und viele Millionen von Menschen sind wirklich schon lange nichts mehr, nur noch Hunger und Jammer, ohne Hoffnung auf Erlösung vom Unmenschlichen zum Menschlichen.

Und jetzt singen die Christen vom Advent, von der Erwartung des Kommenden durch Ihn, der für uns Mensch geworden ist. Wir alle warten auf etwas. Was es ist, kann uns kein Weiser dieser Welt deuten. Nur im Christentum wird davon gesprochen. Und was das Christentum uns sagt, ist uns lange, lange nicht so fremd wie das, was wir da vom Nichts-Sein nach dem Tode behaupten. Wir reden halt vieles, nur um uns selbst zu betrügen. In Wirklichkeit sagt uns ein leises Ahnen, daß es doch so sei, wie das Christentum es uns sagt: Daß nämlich der Mensch ein Ebenbild Gottes sei. Daß er wirklich dem Ewigen entstamme, dem ewigen Wollen und Vorbild des Schöpfers.

Was wir heute an uns sehen, sieht wahrhaftig nicht nach einem Ebenbild Gottes aus. Das Antlitz der Menschheit ist zur Fratze geworden, ähnlich dem Antlitz dessen, der schon seit Urzeiten das Hassen und die brutale Selbstsucht als Zweck seines verdammten Daseins betrachtet. Ähnlich dem Antlitze Satans.

Es ist das Menschenbild aber noch lange keine Satansfratze. Es ist nur zur Fratze verzerrt. Seit der heiligen Christnacht, in der Gott uns Menschen im kleinen Stall geboren war, kennen wir ein Menschenantlitz, das wirklich so ist, wie es in den Psalmen heißt, wo es sagt, daß der Herr den Menschen "nur wenig niedriger denn Gott" erschaffen habe.

In Christus ist das Urbild des Menschen wieder rein geworden. Und noch viel mehr. Er ist Gott, der sich Seiner Gottheit in eine Menschengestalt hinein entäußert hat, und doch Gott blieb. Alles Menschsein Jesu Christi ward durchstrahlt von Seiner Göttlichkeit. Wer Christus sieht, sieht Gott, und wer Christus sieht, sieht den Menschen als erhabenes Ebenbild Gottes.

Dieser Christus wurde Mensch, damit der Mensch wieder werde, was er sein soll: Ein Mensch im Stande der Begnadigung durch Gott, und — woran wir so selten denken — ein Mensch im Stande der Liebe, im Stande des Rechtseins und der Reinheit des Fleisches und der Gesinnung, Gott und allen Mitmenschen gegenüber.

Beides hängt innigst zusammen, der Stand der Begnadigung und der Stand der Liebe, des Recht- und Reinseins. Beides ist in der Rettung, die uns durch Jesus Christus kam, enthalten. Und beides ist der wirkliche, der tatsächliche Inhalt unseres so unruhigen Harrens auf etwas Kommendes. Ganz gleich wer wir sind und wie wir sind, wir alle warten auf ein Erfüllen. Auf einen besseren Daseins-Stand, auf einen gültigeren, schöneren Lebens-Stand, der uns in Güte mit Himmel und Erde versöhnt und dazu noch die innere Kraft gibt, liebend zu sein, recht und rein.

Wir alle harren auf einen anderen Stand: Auf den Stand der Gnade und auf den Stand ehrlichen, edlen, gottähnlichen Menschseins.

Wohl dem, der noch glaubend und betend harrt. Wohl dem, der an Christus glaubt, und zwar so persönlich glaubt, daß er täglich mit Ihm spricht. Mit Gott Gespräche führen, heißt kurz gesagt: beten. Es ist vielen von uns jedoch das große Unglück zugestoßen, die Sprache des Betens ganz vergessen zu haben. Viele möchten wieder beten, sagen sie, doch es wolle einfach nicht gehen. Obwohl die Hauptregel, die angewendet werden muß, wenn wir wieder beten lernen wollen, so einfach ist. Sie heißt: "Beten lernt man nur durch Beten, indem man es immer wieder neu versucht, bis es so selbstverständlich wird, daß man ohne Gebet gar nicht mehr leben kann."

Gott weiß von uns, und Gott kennt uns. Der Jammer unseres Zusammenbruches ist es ja gerade, was Ihn zu unserer Rettung Mensch werden ließ. Er war es gewesen, der vor Jahrtausenden dem Büßerkönig David eingab, den 142. Psalm, das Gebet des Menschen in größter Not, niederzuschreiben:

"Höre, o Herr, mein Gebet, und nach Deiner Treue vernimm mein Flehen . . . Mein Geist ist müde geworden, in meinem Innern das Herz erstarrt. Ich breite nach Dir meine Hände aus, wie dürres Land, so dürstet nach Dir meine Seele. Eile, erhöre mich, o Herr, denn mir ermattet der Geist. Verbirg Dein Angesicht nicht vor mir, daß ich nicht werde wie jene, welche hinab in die Grube steigen. Laß mich bald Deine Gnade erfahren, denn — ich vertraue auf Dich. Rette mich vor meinen Feinden, denn meine Hoffnung ruht auf Dir. Lehre mich, Deinen Willen zu erfüllen, denn mein Gott bist Du. Gut ist Dein Geist . . . Um Deines Namens willen, Herr, erhalte mir mein Leben; nach Deiner Milde führe meine Seele aus ihrer Bedrängnis heraus . . . Siehe, ich bin Dein Knecht!"

Es hat auch uns der Herr gesehen, und es hat auch auf uns der Ewige geschaut, als Er dieses Psalmes Gemütsstimmungen in David werden ließ. Er hat uns dieses Beten in den Mund und ins Herz gelegt, und damit auch die Hoffnung auf Treue und Milde.

Wir warten jetzt im Advent auf das hohe Weihnachtsfest. Und inniger und unruhiger noch warten wir auf die Menschwerdung Jesu Christi in uns. Er ist das Abbild des Vaters, und wer Ihn zu sich kommen läßt, wird wieder zum Menschen, zum lebenden, erlösten, strahlenden Ebenbild Gottes.

In diesem Sinne und in diesem Beten feiern wir demütig Advent, das Hoffen auf das Kommen des Herrn.

– Der Schriftleiter

Nacht der Nächte



Dies ist die Nacht, die ist und war und dauert,
die tiefste Nacht, die Nacht der tiefsten Welt,
vom Zittern der Erwartung überschauert,
die Gott in ihrem dunklen Duft erwählt.
O seligsüße, schwere Sternentraube!
O Glanz! O Glaube!

Leicht ist die Last aus blühend leisem Schweigen,
die uns als Gabe kommt. Wir stehn von ferne
und sehn den Stengel Ewigkeit sich neigen.
Aus schwarzer Seide sprühen knisternd Sterne.
Ein zarter Kelch birgt wunderbar im Licht
das Kindgesicht.

Nun tragen alle Nächte das Erinnern
an diese Nacht. Kein Schatten ist so dicht
verzweiflungsschwarz gesponnen, daß er nicht
den holden Kern versponnen hielt im Innern:
Ein Kindlein lächelt und ein Stern strahlt steil.
Gott ist das Heil.

Lore Kufner

Rettet das Weihnachtsfest



Kein anderes christliches Fest ist von der Welt in dem Ausmaß mit Beschlag belegt worden, in dem Grade der Verweltlichung verfallen, wie das erste große Herrenfest des Kirchenjahres, das Hochfest der Geburt des Herrn. War es ursprünglich dazu bestimmt, ein heidnisches Fest zu verdrängen, so ist es jetzt in Gefahr, wieder ein heidnisches Fest zu werden, entchristlicht und ausgehöhlt, so daß für viel vom Festgeheimnis kaum noch eine Spur übrig bleibt. Wir erinnern uns, wie der Nationalsozialismus bemüht war, den christlichen Festgedanken auszurotten. Es bedurfte aber keiner besonderen Erfindungsgabe, er brauchte nur eine Entwicklung aufzugreifen und mit Nachdruck voranzutreiben, die längst im Gang war, die den Nationalsozialismus auch wieder überlebt hat und unaufhaltsam, wie es scheint, weitergeht.

Selbst Christen, katholische Christen gibt es in großer Zahl, die den Ernst, die Tiefe, die Größe des Weihnachtsgeheimnisses nicht mehr erfassen, deren Weihnachtsfreude sich in einer sentimentalen Spielerei mit einem rührenden Familienidyll erschöpft. Andererseits hat die alles beherrschende, den Festgedanken fast erdrückende Schenkungswut einen stets anwachsenden Geschäftsrummel ausgelöst, der die heilige Ruhe und Stille vollends totschlägt, welche das Geheimnis der Geburt des Herrn umgibt und nach den Absichten der Kirche auch der Vorbereitungszeit, dem Advent, das Gepräge geben soll. Es ist gewiß ein wesenhafter Ausdruck der heiligen Weihnachtsfreude und durchaus zu billigen, wenn sie sich anderen mitzuteilen sucht durch kleine Weihnachtsfreude und durchaus zu billigen, wenn sie sich anderen mitzuteilen sucht durch kleine Gaben oder auch größere Geschenke; sie sind, wenn sie in christlicher Liebe gegeben werden, Symbole der unendlichen Liebe des erbarmenden Gottes, die gerade bei der Menschwerdung seines Sohnes in ihrer ganzen Größe offenbar geworden ist, aber die Erwartung ins Maßlose und nicht selten ins Sinnlose, sowie der durch den Geschäftsneid bedingte materielle Einschlag hetzen die Symbolik zu Tode und verschütten schon im kindlichen Gemüt den Weihnachtsglauben.

Die Verweltlichung des Festes beschränkt sich keineswegs auf den Tag selbst und seine nächste zeitliche Umgebung, sie strahlt aus auf die Wochen, die ihr vorausgehen und nachfolgen. Der Advent, von der Kirche gedacht als eine stille, heilige Zeit der frommen Erwartung und Vorbereitung auf die Ankunft des Herrn, wird entweiht und seines Charakters beraubt durch den Lärm der materiellen Vorbereitung des verweltlichten Festes. Die Adventsonntage, von der Kirche dem Range nach den Hochfesten des Kirchenjahres gleichgestellt, werden zu Jahrmarktstagen erniedrigt in einer Weise, daß von der Heiligkeit des Sonntags nicht mehr viel übrig bleibt. Das Wort "Weihnachtsgeschäft' beherrscht den Advent und ist ein wirtschaftliches Schlagwort geworden. Dazu die wenn möglich schon im November einsetzenden geschmacklosen Weihnachts- und Christbaumfeiern aller möglichen Vereine und sonstiger Gemeinschaften, die nicht bloß eine unangebrachte Vorwegnahme, sondern in der nicht selten derben Art der Durchführung eine ganz üble Profanierung des Weihnachtsgedankens darstellen mit dem ausgesprochenen Zweck, die leeren Vereinskassen zu füllen.

Noch übler steht es mit der Weihnachtszeit, den Wochen, die sich an das Fest anschließen. Kaum daß die Oktav vorbei ist, beginnt der Fasching, die Zeit einer nicht

selten menschenunwürdigen Ausgelassenheit und tollen Verschwendung, gar nicht zu reden von den Sünden und Beleidigungen Gottes, die man wie Wasser hineintrinkt.

So steht es um das "christliche" Weihnachtsfest. Noch nie war die Welt so geschäftig, es zu verweltlichen und zu profanieren, ihm seinen Sinn zu nehmen, seinen Kern zu verdunkeln oder auszumerzen, seine Wirkung zu ersticken, wie in unseren Tagen. Dabei ist gerade Weihnachten überschattet von den erschütterndsten Ereignissen und Katastrophen, welche die Heilsgeschichte kennt. Vor ihm erhebt sich, drohend und schreckenerregend wie eine dunkle Gewitterwolke, die Schilderung der Offenbarung von den Ereignissen der Endzeit. Und die Ausläufer der Festzeit stehen bereits im Schatten der Passion des Gottmenschen, der an das Werk geht, das der Vater ihm aufgetragen hat, den Berg von Sünden abzutragen, den die Menschen in Jahrtausenden aufgehäuft haben.

Angesichts dieser, christlich gesehen, erschütternden Lage ist es unsere Aufgabe, unsere Pflicht, die Pflicht all derer, die sich noch als Kinder Gottes fühlen, die sich ihrer Verantwortung für das Werk Christi bewußt sind, das Weihnachtsfest zu retten, es zu befreien von dem teils sentimentalen teils grob materiellen Wust, der die Erinnerung an das Geheimnis der Menschwerdung zu ersticken droht. Gott ist Mensch geworden, ist uns allen gleich geworden, die Sünde allein ausgenommen. Wir dürfen Ihm darum mit menschlichen Gefühlen nahen, dürfen Ihn mit menschlichen Augen betrachten, dürfen sogar menschliche Maßstäbe an Ihn heranbringen, aber wir dürfen dieses Geheimnis nicht hinabziehen in die Niederungen menschlicher Torheit, Verdorbenheit und Verworfenheit, dürfen es nicht mißbrauchen und nicht in den Dienst menschlicher Schwächen, menschlicher Hab- und Genußsucht, menschlicher Bosheit stellen.

Gott ist Mensch geworden, um umgekehrt uns zu befreien aus den Fesseln der Sünde und des Lasters, uns zu Kindern Gottes zu machen, uns zu sich emporzuziehen und mit seiner Herrlichkeit zu umkleiden. Das ist der Sinn von Weihnachten, den wollen wir festhalten und zum Ausdruck bringen in unserer Haltung, und unsere ganze Kraft einsetzen, diesem Hochfest des Herrn wieder seinen Sinn zu geben im privaten und öffentlichen Leben. S. K.

Die himmlische Liegerstatt

Adventsgeschichte aus dem Bayrischen Wald

Wenn ich einsam schlicht und still meinen HeiligenAbend feiere, steht unter dem kleinen Christbaum neben der alten Salzburger Krippe auch ein weihnächtlich klingendes altes Kleinod — nein, ich will von vorne anfangen.

Ich war ein Bub mit zehn oder elf Jahren, als mich der Onkel meiner Mutter, der Hannesl-Vetter, überredete, bei ihm einige Tage vor dem Weihnachtsfest eine Nacht zu verbringen. Dann könnte auch ich einmal, wie er, auf einer "himmlischen Liegerstatt" schlafen. Dies Zauberwort tat es dem Kind schon damals recht weihnachtsselig an. Und ich ging mit ihm.

Der Hannesl war ein alter lediger Junggesell, klein von Wuchs, immer fröhlich und mitteilsam. Wie meine Mutter wußte er ebenfalls die schönsten Geschichten und Märchen zu erzählen, wenn er zu uns in den Marktflecken in das Schmiedhaus kam. Er gehörte einer längst ausgestorbenen Handwerkerzunft an, den Störschneidern. Mit geringem Werkzeug ging er von Hof zu Hof und schneiderte aufs sorgfältigste den Mannsbildern, Burschen und Buben ihre Monturen, machte aus alten Kleidern neue und flickte Zerrissenes aufs beste. Die neumodische Nähmaschine haßte er und benötigte er nicht. Er machte auch ohne sie die saubersten Stiche.

Überall war er gern gesehen. Denn er brachte Frohsinn und Leben in die Bauernhöfe, in die Spinnstuben und in den fröhlichen abendlichen Heimgarten, in denen er bis tief in die Nacht hinein seine Geschichten und Schnurren auftischte.

Er wohnte in jenem weltfernen waldumschlossenen Häusl, darin auch meine Mutter, Kind sehr geringer Leute, ihre Jugend verlebt hatte. Eine Kindheit in großer Dürftigkeit, aber doch gesegnet mit vielen Freuden, den Freuden des einfachen Lebens. Dort hatte der Vetter sein kleines Austragsstüberl, in das er am Samstag heimkehrte, darin er ausrastete und sich selber kochte. Jedes Jahr setzte er eine Woche vor der Mettennacht mit der Störgeherei aus. Er blieb zu Hause und bereitete sich in Stille und inmitten tiefverschneiten Hochwaldes auf die Geburt des Christkindes vor.

Es war drei oder vier Tage vor Weihnachten, als ich mit dem Vetter durch tiefen Schnee, heftiges Wacheln und eisiger Kälte der Öd zustapfte, dem weiten dichten Wald, in dem seine einschichtige Behausung lag. Den langen Weg verkürzte der freundliche Alte mit hübschen Geschichten. Ich hörte ader diesmal nicht so aufmerksam zu wie sonst. Denn

mein Herz war schon ganz eingestellt auf die wunderbare “himmlische Liegerstatt”, unter der ich mir etwas wirklich Himmlisches vorstellte. Immer wieder fragte ich ihn, wie diese wohl aussähe. Aber er wehrte jedesmal kurz ab: “Laß dir nur Zeit. du wirst es schon sehen!”

Es dunkelte schon, als wir endlich das Waldhäusl erreicht hatten. Die kleine niedere Stube war noch bacherlwarm. Der Vetter zündete das kleine Öllamperl an, hieß mich an den Tisch setzen und machte sich als Koch zu schaffen. Dann setzte er das Nachtmahl auf, saure Milchsuppe mit Kartoffeln, also dasselbe, mit dem wir uns zu Hause auch jeden Werktagabend zu begnügen hatten.

Es war das armselige Stüblein, das ich so gut kannte. Kachelofen, Bett und Tisch, ein schmaler Kleiderkasten, schön bemalt, eine bescheidene Anrichte, darüber der Schüsselkorb, überm Tisch ein kleines Kruzifix und zwei Hinterglasbilder, das war alles. Es genügte dem immer zufriedenen und immer glücklichen Menschen. Das Bett mit dem Strohsack, dem harten Kissen und dem Tuchent mit buntem Überzug aus grobem Leinen sah nichts weniger als “himmlisch” aus.

ADVENT

I

Noch war der Engel glühenden Gesichts
Der Botschaft inne, die ihn so umwand,
Daß er in ihr als Docht der Flamme stand,
Als Harfe eines dunklen Hochgedichts,
Das seine Saiten blitzend überrauschte,
Bis er als Künder in der Kündung blich.
Wie Gott ein Mensch . . . Das überstieg sein Ich,
Das ewig singende und unvertauschte.
Doch als die Magd sich beugte, ging sein Knie
So stammelnd an die Erde, die erhöhte,
Als ob ein Kind zum erstenmal erröte,
Und kniete hin und flammte wie noch nie:
Er sah den Gott, der in der Jungfrau stand
Wie einst Jehova in des Dornbuschs Brand.

II

In dieser Welt, bemenscht, bestraßt, behäusert,
Kann nichts ganz innen sein. Nun knospe still,
Du Gotteskind, dem Himmelslicht entäußert
In Mencheneinfalt, wie die Dreifalt will.
Schon gehen Ochs und Esel auf der Weide;
Sie sind die ersten, die zur Krippe ziehn.
Am morschen Stall, verhängt vom Spinnenkleide,
Schwillt herben Ruches schon der Rosmarin.
Der Schreiber fern in Rom prüft seine Listen,
Die Engel ihre Stimmen im Gesang.
Der Kreuzbaum tränt sein Harz. Die Sattelkisten
Der Waisen nahn im Karawanengang.
Die Nebelträne glänzt in sieben Farben:
Sei weich das Stroh dir von den leeren Garben!

Josef Magnus Wehner

Der Vetter hatte den Tisch abgeräumt und wieder alles in Ordnung gebracht. Er legte ein paar feste Buchenscheiter und Tannenzapfen nach, die dann bald schöne winterliche Ofenmusik machten. Dann zog er die alte Legende aus der tiefen Fensternische, und las vor von Joseph und Maria, wie sie einst auf langem, mühsamen Weg von Nazareth nach Bethlehem gewandert sind, dem größten Heilswunder der Menschheitsgeschichte entgegen. Als wir hierauf den Rosenkranz gebetet hatten, war es fast neun Uhr, meine Schlafenszeit angebrochen. Ich fragte: “Was ist es denn mit der himmlischen Liegerstatt, Vetter?” Er lächelte: “Erst muß ich dir die Augen verbinden. Inzwischen baue ich die himmlische Liegerstatt auf.” Er legte ein dickes Tuch um meine Augen und gebot mir, mich völlig stille zu halten und keine Fragen zu stellen. Ich folgte, fast ein wenig erschrocken, diesen Anweisungen.

Der Alte ging hinaus, blieb eine Weile weg und kam wieder, mit langsameren Schritten als sonst. Dann begann es auf dem Fußboden zu rascheln, ganz seltsam, und das dauerte eine Weile, worauf meine Blindheit wieder beseitigt wurde. Was sah ich jetzt? Der Boden der Stube war dicht mit Stroh belegt. Ehe ich fragen konnte, was das zu bedeuten habe, gab mir der Vetter die Erklärung: “Jetzt ist Advent! Und bald haben wir die hochheilige Mettennacht. Da muß man jetzt fasten und Buße tun. Und weil Joseph und Maria im Stall von Bethlehem auch kein Federbett gehabt haben und das Christkind in der Krippe auf Heu und Stroh hat liegen müssen, sollen auch wir uns mit einer ganz einfachen Liegerstatt zufrieden geben. Denn das Stroh ist in dieser heiligen Zeit wahrhaftig die rechte himmlische Liegerstatt!”

Wohl wahr ich ein wenig enttäuscht und verwundert, weil mir das alles so gar nicht himmlisch vorkam und ich mir etwas recht Großartiges, etwas wirklich Überridisches erwartet hatte. Aber weil es der gute Vetter so wollte und schließlich auch dieses Strohlager etwas Besonderes und Geheimnisvolles an sich hatte, gab ich mich zufrieden. Wir sprachen noch das uralte Nachtgebet, das mich auch die Mutter gelehrt hatte:

“In Gottes Nam’ leg ich mich nieder, auf unsern Herrgott seine Glieder, auf unsern Herrgott sein Fleisch und Bluat, daß uns der böse Feind nix tua.”

Dann legten wir uns schlafen, nachdem der Vetter das Licht ausgemacht hatte. Noch immer knisterte der Ofen. Der Schneesturm heulte und tobte um das Haus, die Bäume des nahen Hochwaldes ächzten. Das gab eine gute Schlafmusik. Aber so ganz gefallen wollte mir das alles nicht. Ich harrte noch immer auf das Wunderbare, das Nieerlebte.

Wie ich so da lag, müde vom

weiten Weg, gedankenvoll, noch immer auch erwartungsvoll, ertönte auf einmal ganz leise wunderbare Musik. Es war, als ob Engel eine feine Harfe spielten. Zart und wie silbern erklangen die anmutigen Töne einer frommen Weise. Seltsam ergriffen und wie verzaubert richtete ich mich auf, mit tiefer Andacht und in seligem Entzücken diesen niegehörten Klängen lauschend. Ich fragte, fast zitternd: " Du, Vetter, sag was ist denn das für eine Musik?" Der Vetter sagte: "Das ist Musik vom Christkindl! Engel spielen sie für solche Menschen, die in diesen Nächten auf Stroh schlafen und das dem Christkind zuliebe gerne tun."

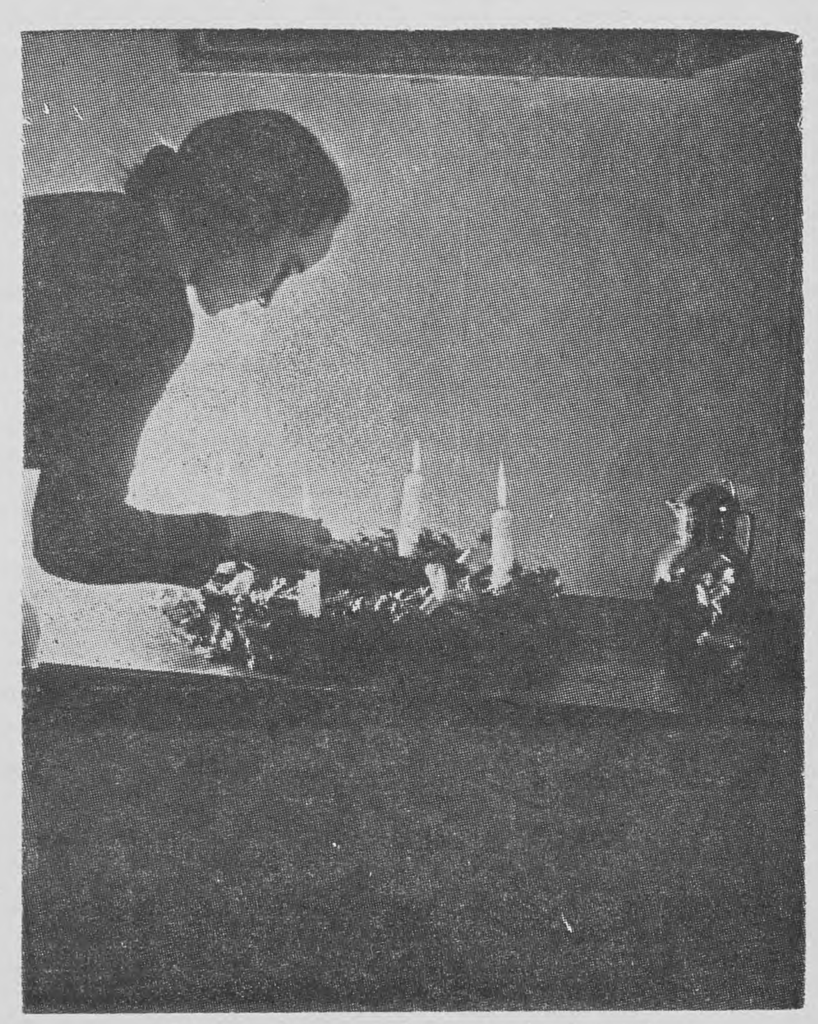
Musik des Christkindes — ich glaubte es willig und war nun dessen gewiß, daß ich jetzt auf einer himmlischen Liegerstatt ruhte. Die holden Töne erklangen wieder und wieder und immer weiter. Sie klangen hinein in gesunden Bubenschlaf und seligen Traum, der hundert Wunder in mir lebendig werden ließ . . . .

Bis mich dann um fünf Uhr morgens der Vetter aus Schlaf und Traum weckte. Draußen im Wald war es ruhiger geworden. Wir rüsteten uns zum Rorategang und gingen, mit einer Laterne bewaffnet, wieder mühseligen Schrittes, durch hohe Schneewehen der nahen Pfarrkirche zur hl. Brigitte zu. Aus anderen Wäldern, aus der engen Schlucht der Ilz und von allen Berghängen wandelten Lichter durch die stockdunkle Nacht zum Gotteshaus. Darin sang dann der greise Pfarrer mit brüchiger Stimme das Engelamt, und auf der Orgelempore stimmten Schulmeister, Sänger und Musikanten das junge Herz noch seliger und weihnachtsfroher. Dutzende von Wachslichtern brannten in den geschlechteralten Betstühlen, darin auch einst meine Mutter und ihre Ahnen gekniet waren. Die reichen hohen Altäre glitzerten und funkelten, und mit ihnen und auf ihnen die goldenen Heiligen sowie die heiteren Engel und Putten, die dort überall saßen und schwebten, in jener mir so teuren Dorfkirche mit der ganzen Herrlichkeit eines in Gott und Kunst fröhlichen Zeitalters.

Am Vormittag brachte mich der Vetter wieder nach Hause, wo ich nun viel zu erzählen hatte. Ein Jahr darauf ist der brave Großonkel, fast achtzig Jahre alt, selig im Herrn entschlafen. Als sein geringer Nachlaß verteilt wurde, fand sich darunter auch eine alte kleine Spieldose mit einem Zettel in zitteriger ungelenker Handschrift: "Gehört als Andenken dem Schmied-Maxl, weil er so brav gewesen ist, wie er bei mir auf der himmlischen Liegerstatt geschlafen hat. Er soll studieren, und wenn er seine Studie hinter sich hat, soll er dieses Kastl kriegen."

Von diesem Vermächtnis habe ich erfahren im Jahre 1910, als ich mit einem guten Zeugnis vom beendeten Studium in die Heimat kam. Die kleine Spieldose war mir schönster Lohn für die Lernjahre mit ihren Mühen, Nöten und Entbehrungen. Seither weiß ich, woher jene Klänge kamen, die mich vor langen Jahren auf einer himmlischen Liegerstatt so reich beglückt hatten. Die Spieldose hat mich dann begleitet auf allen Wegen meines langen und nicht immer leichten Lebens, als kostbares Andenken an den seligen guten Vetter und eine unvergeßliche Adventsnacht . . .

Wenn ich wieder einsam meinen Heiligen Abend feiere, wieder im Waldland, aber ferne der Kinderheimat, steht unter dem Christbaum neben der alten Salzburger Krippe auch wieder mein weihnächtlich klingendes Kleinod, die Spieldose des seligen Vetters. Sie erfreut das Herz des alten Mannes noch mehr als einst des des Buben, da er auf der himmlischen Liegerstatt wunderselig geschlafen hat. M. P.



In der vierten Adventswoche brennt nun auch die vierte Adventskerze. "Komm, Herr Jesu Christ!"

Kurzer Adventskalender

Gott hat Seine heiligen Orte — wir haben sie Ihm gebaut und Er hat sie uns geweiht. Gott hat auch Seine heiligen Zeiten — Er selbst hat sie eingesetzt, als Er die Geschichte unseres Heiles werden liess. Der Advent, das Harren der Menschen auf den Verheissenen, ist so eine heilige Zeit. Den Grossen des Alten Testamentes war die Zeit des Harrens auf den Erlöser heilige Zeit. Dem Gläubigen des Christentums ist die Adventszeit auch heilige Zeit. Eine Zeit, die in uns erwecken soll das tägliche Harren auf das Kommen des Herrn am Altare des Opfers. Auch das Harren auf das letzte Kommen des Herrn in Seiner Glorie, um aufzurichten Sein ewiges Reich. Vier Adventskerzen leuchten uns im grünen Adventskranz, und in ihrem Lichterglanze beten wir, dass uns Gnade um Gnade komme aus den Quellen der erlösenden Heiligen Nacht.

Ein neuer Anfang

"Mit dem ersten Adventsonntag beginnt ein neues Jahr der Kirche. Auch wenn kirchliches und bürgerliches Jahr verschiedenen Anfang haben, sollten wir Christen uns doch stärker von der Kirche führen lassen, weil letztlich ihr Rhytmus unser Rhytmus ist.

"Für den, der es nicht versteht, bedeutet das neue Kirchenjahr nur einen neuen Kreislauf. Es werden uns wieder biblische Texte verkündet, die uns vertraut sind. Und mancher ist vielleicht versucht, abzuschalten, wenn der Priester das Evangelium mit den uns vertrauten Worten beginnt: "In jener Zeit . . . Wir glauben schon zu wissen, was nun kommt, und nehmen uns damit die Möglichkeit, daß uns Gottes Wort trifft. Das Wort Gottes ist nämlich k e i n K r e i s l a u f; die Heilsgeschichte geht ihrem Ende zu. Und da die Situationen, in denen wir stehen, in keinem Jahr die gleichen sind, haben wir die beglückende Möglichkeit, Gottes Wort immer neu zu hören. Ist es nicht ein Wunder der Gnade, daß Gott uns mit Seinem Wort immer wieder begegnen will, um uns immer tiefer zu sich selber heimzuholen?" (Th. Sartory: Ein neuer Anfang).

Heute, am 1. Adventsonntag, wird die erste der vier Kerzen des Adventskranzes angezündet. Alles Adventsbeten beginnt mit dem Eingangsgebet der ersten Adventsmesse: "Zu Dir erhebe ich meine Seele, mein Gott, und auf Dich vertraue ich . . . Alle die Deiner harren, werden nicht zu schanden. Herr, zeige mir Deine Wege, lehre mich Deine Pfade!" (Ps. 24)

Montag nach dem 1. Adventsonntag

Fest des hl. Apostel Andreas. Er war es, von dem die Schrift berichtet, daß er freudigst ausgerufen habe; "Wir haben den Messias gefunden!" (Joh. 1:41). Der Name dieses Apostels wird im hl. Kanon der Meßgebete genannt. Wenn wir während der hl. Adventszeit im Meßbuch auf seinen Namen treffen, dann sei unser Beten: Hilf, St. Andreas, daß auch wir Christus finden mit ganzem Herzen. Du hast deinen Brüdern verkündigt: "Wir haben den Messias gefunden!" Hilf, daß auch wir, erfüllt von derselben Freude an Christus wie du, unsere Brüder hinführen zu Ihm!

Zweiter Adventsonntag

"Die Epistel des zweiten Adventsonntags beginnt mit den Worten des Apostels Paulus (Röm. 15:4-13): 'Brüder, alles, was geschrieben worden ist vorzeiten, ist für uns zur Belehrung geschrieben: Wir sollen durch standhaftes Aushalten und durch den Trost, den die Heiligen Schriften gewähren, an der Hoffnung festhalten'.

"Der das geschrieben hat, war ein eifriger Leser der Heiligen Schrift, längst ehe er ahnte, daß er selbst einmal einen wichtigen Teil zu dieser Heiligen Schrift beizutragen gewürdigt sein sollte. Paulus wußte aus eigener Erfahrung, welcher Segen von der wirklichen und häufigen Lesung der Heiligen Schrift ausgeht.

"Die Kirche hat die Schrift für so wichtig gehalten, daß sie jedes Opfer einkleidet in viele Stellen aus der Heiligen Schrift des Alten und des Neuen Bundes. So lernen alle Christen im Laufe des Jahres vieles aus der Heiligen Schrift kennen.

"Doch das genügt nicht. Wir müssen die Ankunft Christi auch dadurch vorbereiten, daß wir mehr von der Heiligen Schrift lesen. Nicht nur im Meßbuch, auch in der Bibel selbst. Viele beginnen nie recht damit und wissen darum gar nicht, was sie versäumen. Wie anders würden sie mit dem Leben fertig! Wieviel leichter wäre ihnen die Lebensgestaltung in Christus!" (Heinrich Jansen Cron S.J., Weisheit für den Alltag).

Am zweiten Adventsonntag gehen wir zu Gott, bitten wir Gott, uns mit dem Emmanuel auch Sein ganzes Lieben zu schenken: "Gott, wendest Du Dich her, so erweckst Du uns zum Leben, und Dein Volk freut sich an Dir. Laß uns schauen, Herr, Dein Gnade, und schen-

ke uns Dein Heil!" (Ps. 84: 7,8; Opfergesang der Messe).

Maria im Advent

"Maria ist das lebendige Hin-zu-Christus. Der alttestamentliche Advent erhält in ihr seine höchste und letzte Verkörperung. 'Maria ist Königin der Patriarchen und Propheten . . . sie fängt alles Licht des Alten Bundes auf von Eva bis zum Buch der Weisheit — und sie strahlt es aus, da in ihren Schoß die Sonne der Gerechtigkeit einging' (Hugo Rahner).

Die Unbefleckte — 8. Dezember

"Während Maria gelegentlich, nämlich gemäß ihrer Abkunft aus Adams verschuldetem Geschlecht, unter das Gesetz der Erbsünde hätte fallen müssen, wird sie in Kraft der Christusgnade im voraus bewahrt und im Augenblick der Empfängnis schon der Wiedergeburt teilhaftig. Aus der Liebe Christi wird sie da bereits geheiligt und vom Gottesgeiste erfüllt.

"Das "Licht vom Lichte", das sich ihr schenkt, ist so übergewaltig, daß der "Schatten" hier sein Recht verliert. Um des "zweiten Adams" willen und aus Ihm ist die "zweite Eva" die unbefleckt Empfangene, die Tochter Gottes des Vaters von Anfang an — wie sie aus Christus "im Geiste" entspringt, so ist sie auch als "Mutter der Barmherzigkeit" "ein Geist mit dem Herrn." Aus diesem einigend-einen Geiste kommen die "neuen Geschöpfe", die Versöhnten, die Kinder Gottes" (Franz Moscher, U.L.F. von der erfrischenden Quelle).

Dritter Adventsonntag

"Der Apostel und die Kirche, sie rufen uns heute auf zur Freude. Und sie fügen auch hinzu, warum. Es ist etwas, das alle unsere Sorgen überstrahlt; etwas, das wir nie vergessen sollen, nämlich: daß uns Christus nahe ist. Ja, wie im heutigen Evangelium der Täufer sagt: Christus ist mitten unter uns. Aber auf uns darf niemals zutreffen, was er den Abgesandten des Hohen Rates vorwirft: Mitten unter euch ist der, den ihr nicht kennt!

"Nein, mitten unter uns ist der, den wir gut kennen. Dessen freuen wir uns. Aber schon jetzt wissen wir Ihn unter uns.

"Wen freut nicht der Anblick und die Erinnerung an einen wahrhaft edlen Menschen? Das Kennenlernen eines liebenswürdigen Charakters? — Unendlich groß steht vor uns Christus, der Herr. Freut euch, und nochmals: freut euch! Laßt alle Menschen eure Güte erfahren, denn der Herr selbst ist nahe. In der Wandlung steigt Er auf den Altar, in der Kommunion in unser Herz. Laßt uns einmal recht gläubige und frohe Menschen sein, aufmachen die Herzen, bereiten die Krippe, harren des Herrn." (H. J. Cron S.J., Weisheit für den Alltag).

"Saget: Kleinmütige, seid getrost und fürchtet euch nicht. Seht, unser Gott wird kommen und uns retten!" (Is. 35:4) "Laßt die Sorgen. Was immer ihr wünscht, das tragt in jedem eurer Gebete vor Gott. Freut euch im Herrn! (Phil. 4:4-6; aus dem Meßtext des 3. Adventsonntags).

16. Dezember — Quatembermittwoch

"Nahe ist der Herr allen, die nach Ihm rufen, allen, die ehrlich nach Ihm rufen. Das Lob des Herrn soll künden mein Mund, und alles Fleisch soll preisen Seinen heiligen Namen" (Meßtext; Ps. 144:18,21).

18. Dezember — Quatemberfreitag

"Du bist nahe, Herr, und Treue sind alle Deine Wege. Von Anfang an erkannte ich aus Deinen Zeugnissen: Du bist der Ewige! Selig, die makellos bleiben auf ihren Wegen, die da wandeln in Deinem Gesetz!" (Ps. 118: 151,152).

18. Dezember — Mariä Erwartung

"Die Mutter Maria in den bangfrohen Wochen heiliger Erwartung. Was mag in jenen Monaten, in denen sie dazu das Aufschreibedekret des Kaisers traf, im Herzen der süßesten aller Mütter lebendig gewesen sein? Sorge um die nahe erwartete Geburt? Wo, wann, wie wird es sein? Sorge um das Schicksal der heiligen Leibesfrucht, von der der Engel so Großes angekündigt hat? Sicherlich durchzitterte auch stille, süße Freude ihr zartes Herz. Aufjubeln mochte es vielleicht, daß Gottes Erlösungswille dem Höhepunkte zustrebe. All das wird die heilige Mutter immer wieder dem Walten der Vorsehung anheimgegeben haben; denn wenn Gottes Gedanken nicht unsere Gedanken sind, dann auch des Menschen Hoffnungsträume nicht Gottes Wege." (Carl Feckes, So feiert dich die Kirche.)

19. Dezember — Quatembersamstag

"Herr, Du thronst auf den Cherubim: Komm, zeige uns Dein Angesicht, und wir werden gerettet sein." (Ps. 79:4)

Vierter Adventsonntag

"Der letzte Sonntag des Advents greift (in seinen Bibellesungen) auf den ersten zurück. In der Epistel stellt uns die Kirche wiederum Christi Kommen zum Gericht vor Augen als die göttliche Vollendung Seiner Ankunft in die Niedrigkeit, die wir in einigen Tagen feiern. Wohl 'bin ich mir keiner Sache bewußt', sagt der Apostel, "aber damit bin ich noch nicht gerechtfertigt, sondern der mich richtet, ist der Herr. Darum sollt ihr über nichts vor der Zeit richten, ehe der Herr kommt: Er wird ans Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, wird offenbar machen die bewegenden Absichten der Herzen, und dann wird einem jeden sein Lob von Gott werden." (1 Cor. 4:15; Meß-Epistel).

24. Dezember — Er ist nahe!

"Friede auf Erden den Menschen, die Gottes Willen tun. Wer möchte heute nicht gut sein und Gutes tun? Wie macht Geben reich! Gott gibt sich selbst, und auch wir wollen unsere Gaben nur geben als Zeichen unserer selbst. Unsere Gaben sollen Zeichen unserer guten Gesinnung sein, Gottes Güte soll in ihnen strahlen. Legen wir doch auch auf den Altar unsere Geschenke, Brot und Wein als Symbole unserer Gesinnung: wir wollen uns selbst dem ganz und gar schenken, der sich uns dahingegeben hat und Mensch geworden ist." (H.J. Cron S.J.)

"Heute sollt ihr wissen, daß der Herr kommt, uns zu erlösen, und morgen sollt ihr Seine Herrlichkeit schauen!" (2. Mos. 16:6; Tagesmesse).

"Ehre sei Gott in der Höhe!"

Weltraumfahrt und Himmelskunde

Schluß

Von Eduard Verhülsdonk

Offenkundig falsch ist die Meinung derer, die da sagen, im Hinblick auf die Wahrheit des Glaubens sei es völlig gleichgültig, was einer über die Schöpfung denke, wenn er nur von Gott die rechte Meinung habe. Denn ein Irrtum über die Schöpfung wirkt sich aus in einem falschen Wissen von Gott.

Thomas von Aquin

Sicher falsch ist die Meinung derer, die da sagen, die Astronomen sollten ruhig ihre Instrumente "einmotten"; wir führen jetzt zu den Sternen selber hin und sähen an Ort und Stelle nach, was los ist.

Am Grunde des Luftmeeres

In drei Kapiteln haben wir gesehen, wie klein der Ausschnitt des Universums ist, der den Raumfahrern, selbst im günstigsten Falle, erreichbar sein wird. Gewiß würde ein Abstecher zum Mond, zum Mars, zur Venus oder zu einem der Jupitermonde unsere Kenntnis vom Sonnensystem gewaltig erweitern — aber was besagt das angesichts der Milliardenzahl von Fixsternen, die weit außerhalb unseres Sonnensystems in den Tiefen des Weltalls ihr Wesen treiben? Zu deren Erforschung werden die Astronomen auch in Zukunft stets auf die Beobachtung durch Instrumente angewiesen sein. Mit dem "Einmotten" ist es also nichts! Im Gegenteil, die Instrumente werden weiter verfeinert und vervollkommnet werden müssen, um den erweiterten Beobachtungsmöglichkeiten draußen im Weltraum gewachsen zu sein.

Auf dem Erdboden befinden wir uns nämlich am Grunde eines trüben Luftmeeres, das die Strahlenbotschaften der Sterne schwächt, ablenkt, streut, ja zum Teil völlig verschluckt oder in den Weltraum zurückspiegelt. Nur ein Bruchteil der "Sphärenmusik" dringt bis zu uns vor; weitaus das meiste geht auf dem Weg durch die irdische Lufthülle verloren. Ein kleiner Ausflug in die Strahlenlehre mag das deutlich machen.

Sichtbares und unsichtbares Licht

Wie der Schall aus Schwingungen der Luft, so besteht das Licht aus Schwingungen des elektromagnetischen Feldes. Und wie es hohe und tiefe Töne gibt, so gibt es auch "hohes" und "tiefes" Licht. Das Licht mit hoher Schwingungszahl als rot, alle anderen Farben liegen dazwischen. Aber damit ist das Spektrum noch nicht zu Ende. Wie es einen "Ultraschall" gibt von dem unsere Ohren nichts mehr hören, so gibt es ein "ultraviolettes Licht", von dem unsere Augen nichts mehr sehen. Und nach der anderen Seite, also zur langwelligen Strahlung hin, schließen sich Infrarot und die Radiowellen an, die unseren Augen ebenfalls verborgen bleiben, jedoch mit entsprechenden Geräten sehr wohl nachzuweisen sind.

Von der Lufthülle gefiltert

In seiner Aufnahmefähigkeit ist das menschliche Auge weniger leistungsfähig als das Ohr. Die Tastatur einerOrgel umfaßt sieben bis acht Oktaven. Das vermag das Ohr alles aufzunehmen und auseinanderzuhalten. Das Auge dagegen nimmt von den 40 "Oktaven", die das Spektum umfaßt, nur eine einzige (als Licht) wahr; von den anderen 39 Oktaven hatte man bis in die Neuzeit hinein überhaupt keine Ahnung. Das kam wohl auch daher, daß die irdische Lufthülle den größten Teil der nicht sichtbaren Sternstrahlung einfach verschluckt. Lediglich im langwelligen Bereich hat man nach dem Krieg mit Radargeräten noch einige Oktaven festgestellt, in denen die Atmosphäre die Strahlung ebenfalls bis zum Erdboden vordringen läßt. Mit dieser Strahlenart befaßt sich die "Radioastronomie". (Man nennt sie so, weil sie es mit denselben Wellenlängen zu tun hat, die auch im Funkverkehr verwendet werden.) Und demgemäß spricht man auch von einem "Radiofenster", das sich neben dem "optischen Fenster" zur Beobachtung des Weltraumes aufgetan habe. Außerhalb dieser beiden "Fenster" wirkt die Atmosphäre auf die Sternstrahlung wie eine undurchdringliche Mauer; wir müssen sie also übersteigen, wenn wir in der Erforschung des Universums weiterkommen wollen.

Das ungeschmälerte Spektrum

Und darin liegt für die Astronomie der größte Gewinn aus der Weltraumfahrt: daß sie es uns tatsächlich gestatten wird, uns über das trübe Luftmeer zu erheben und den Sternenhimmel von jenseits der Atmosphäre, in der vollen Breite seines Spektrums zu beobachten. Das wird schon von der "Raumstation" aus möglich sein, wie sie Wernher von Braun entworfen hat, jedoch noch viel besser vom Mond oder Mars aus, die — wie die Erde — eine stabile Plattform hergeben und den Astronomen exakte Messungen am Firmament gestatten werden. Daß dabei vor allem aus dem Bereich der nicht sichtbaren Strahlung Aufschlüsse zu gewinnen sind, darf man nach dem Erfolg der Radioastronomie mit Sicherheit erwarten. Es steht uns wohl eine ähnliche "Sternstunde" bevor, wie sie der Menschheit vor über dreihundert Jahren beschieden war, als Galilei zum erstenmal ein Fernrohr gegen den Himmel richtete. . .

Erde und Welt

Noch ein Gedanke zum Schluß. Es gibt eine Zeitung, die nennt sich "Die Welt". Wenn ein Film oder ein Theaterstück zum erstenmal aufgeführt wird, sprechen wir von einer "Welturaufführung". Ständig werden die Worte "Erde" und "Welt" als gleichbedeutend gebraucht. Wenn aber die Raumfahrer einmal auf dem Mars stehen und die Erde als kleines Lichtpünktchen am Himmel sehen, mit Phasenwechsel wie für uns der Mond und die Venus, dann werden sie gewiß nicht mehr auf den Gedanken kommen, dieses "Stäubchen im All" mit dem Weltganzen gleichzusetzen.

Trotzdem nimmt unser Planet eine unvergleichliche Stellung ein. Auf ihm ist der Gottessohn Mensch geworden; hier haben sich die entscheidenden Ereignisse der Heilsgeschichte zugetragen. Mit Recht spricht daher der Philosoph Schelling von der Erde als dem "Bethlehem dieser Welt." –

Momente der Hilflosigkeit

Von Alfons Kirchgässner

Der 1901 geborene Dichter Martin Kessel schreibt in Band der List-Bücher "Was halten Sie vom Christentum?" (auf Seite 47): "Aus den Momenten der Hilflosigkeit schöpfen die christlichen Goldgräber ihren Gewinn. Wie unfair!" (Hat der Schreiber bedacht, daß er die Attackierten in die ehrenhafte Gesellschaft der Ärzte versetzt — oder aber diese attackiert hat?) So ein Wort, lässig und spritzig hingeschrieben, zeigt, daß Nietzsche nicht tot ist, der in seinem "Antichrist" geschrieben hat: "Der Mensch . . . soll so leiden, daß er jederzeit den Priester nötig hat. — Weg mit den Ärzten! Man hat einen Heiland nötig. — Der Schuld- und Strafbegriff, eingerechnet die Lehre von der 'Gnade', von der 'Erlösung', von der 'Vergebung' — Lügen durch und durch und ohne jede psychologische Realität — sind erfunden, um den Ursachen-Sinn des Menschen zu zerstören: sie sind Attentat gegen den Begriff Ursache und Wirkung! . . . Ein Vampyrismus bleicher unterirdischer Blutsauger! . . . . Der Priester herrscht durch die Erfindung der Sünde. —"

Nun, immerhin scheint Kessel noch die "psychologische Realität" — nämlich Schuld und Sünde — zugeben zu wollen, die der wilde Meister leugnet. Hat dieser in allem Ernst geglaubt, was er da schreibt von der Verkehrung des Prinzips Ursache und Wirkung? Daß nämlich erst die Predigt von der Gnade das Sündenbewußtsein hervorgerufen hat? Daß die Sünde erfunden wurde, damit man den Begriff Gnade, durch den man die Rolle eines Mittlers, also eines Regenten erwürbe, bilden konnte? Wie nur hat er die täglich begangenen Verbrechen titulieren wollen, wie die neidischen, zornigen, unsauberen Worte und Gedanken? Sind das keine psychologischen Realitäten?

Seine Sätze, geschrieben in Tagen schwerer Depression, sind nur zu verstehen als der Versuch, den Moment der Hilflosigkeit zu kompensieren. Wer eine große Schwäche kompensieren will, wird leicht maßlos, er sucht ein Extrem durch ein anderes auszupendeln.

Aber wir wollen nicht aus der Hilflosigkeit dieses gequälten Mannes Kapital schlagen. Wir wollen uns dem Jünger zuwenden, der freiweg wenigstens "Momente" der Hilflosigkeit zugibt. Ist Hilflosigkeit also nicht ein Zustand des Menschen? Hat also Paulus unrecht, wenn er sagt, daß wir allesamt Sünder sind? Hat er den Hintergrund absichtlich so düster gemalt, damit seine Botschaft von der Vergebung in Christus um so heller leuchte?

Herr Kessel wird sich darauf beziehen, daß er wie viele andere Menschen nur "Momente der Hilflosigkeit" kennt, aber Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürfnis für ihn keine "psychologische Realität" sind, um noch einmal mit Nietzsche zu sprechen. Er könnte sogar anführen, daß viele Leute heutzutage überhaupt keinen Begriff mehr von Sünde haben und allen Ernstes meinen, wenn es einen Gott gebe, könne er so unzufrieden mit ihnen nicht sein. Daneben gibt es allerdings auch Leute mit ausgeprägtem Schuldbewußtsein, feinkonstruierte Naturen, denen schon ein unbedachtes Wort wie eine Zentnerlast auf der Seele liegt, das wird er nicht bestreiten können.

Aber ob die Menschen Sünder sind oder nicht, kann nicht das Ergebnis einer Abstimmung sein, nicht das Resultat einer Statistik über Schuldgefühle und Unschuldsgefühle. Sondern da spricht ein anderer das Urteil. Wir sind dazu nämlich nicht imstande, dafür kennen wir uns viel zuwenig. Ich möchte nicht behaupten, der Grad des Sündenbewußtseins hänge zusammen mit der Feinheit und Sensibilität einer Natur, so daß also derjenige, der kein Verlangen nach Vergebung spürt, zu grob gebaut wäre. Es gibt ein krankhaftes Sündengefühl, aber ebenso ein krankhaftes Rechtschaffenheitsgefühl. Doch darauf kommt es im Grund nicht an. Die Botschaft von der Erlösung knüpft nicht an das an, was einer fühlt, sondern an einen Tatbestand, der vom einen gefühlt, vom andern nicht gefühlt wird. Diesen Tatbestand erklärt Gott, der allein nicht nach dem Augenschein beurteilt, der allein ins Herz sieht.

Allerdings, das müssen wir den Streitern wider die Gnade zugeben: das Evangelium hat keinen Boden mehr, wenn die Sünde des Menschen eine pure Fiktion ist, wenn das Schuldgefühl nur eingeredet wird. Erlösung und Sünde sind reziproke Begriffe. Ob Christus auf die Erde gekommen wäre, auch wenn die Menschen nicht gesündigt hätten, wissen wir nicht; daß er nicht gestorben wäre, das wissen wir sicher.

Es gehört ein gutes Stück Voreingenommenheit dazu, das Böse am Menschen wegzuleugnen oder es durch Berufung auf erbanlagen, Milieu und innersekretorische Vorgänge wegzudistinguieren. Der oft zitierte "gesunde Menschenverstand" erkennt, daß die Menschen zu viel Schlechtem fähig und auch dafür verantwortlich sind, und er traut dem Durchschnitt nicht allzuviel Gutes zu. Aber meinethalben, der Menschenverstand soll durch das jahrhundertelange Predigen von der Sünde infiziert und deswegen gar nicht mehr richtig gesund sein! Solange wir uns darüber streiten, welches Gefühl denn recht hat, drehen wir uns im Kreise.

Es geht auch hier um die Anerkennung der höheren, der höchsten und einzig kompetenten Instanz. Ist die Lehre von der Sünde des Menschen und der Unmöglichkeit, aus eigener Kraft damit "fertig" zu werden, geoffenbart oder nicht? Steht Gott hinter dieser Behauptung oder nicht?

Hier scheiden sich die Geister. Man kann nicht sagen, man erkenne Christus an, und dabei dieses Kernstück seiner Verkündigung ("ihr, die ihr böse seid") herauslassen. Konsequent genug war Nietzsche und alle, die vor ihm und nach ihm die christliche Erlösung ablehnten, daß sie auch Christus ablehnten (was nicht

Mariae Demut

vom Schriftleiter

Es gibt eine uralte Andacht zur Demut Mariens. Auch besondere Feste zu Ehren der Demut der Gottesjungfrau sind in der Christenheit bekannt. Hoch wird am 17. Juli in Pistoia, Italien, ein Marienbild verehrt, das den Namen "Mariä Demut" trägt. Zwei Monate später, am 20. September, kommen wieder von weit und breit Prozessionen daher, um das Fest der Krönung dieses Bildes zu begehen. Und am 4. Dezember wird das Fest der Übertragung des Bildes gefeiert.

In den Klöstern und Konventen der Kirche betrachten Mönch und Ordensfrau bein Chorgebet in heiligen Lesungen die Demut der Jungfrau. St. Bernhard hat diese Lesungen verfaßt, in denen er auf die Demut der Mutter unseres Herrn hinweist, die sie geübt zur Stunde der Verkündigung, beim Besuch im Hause Elizabeths, und im Abendmahlsaal, am Tage der Himmelfahrt Christi (Apostelg. 1:14). Die Maristenpatres feiern und betrachten die Demut Mariens am letzten Sonntag im Juli, die Eudistenpatres am 10. Juni, die Servitenmönche am 3., und die Redemptoristen am 7. Juli. Im alten Rußland feierte man am 16. September in der Kirche "Unsere Liebe Frau von der Demut" zu Pskow das schöne Fest: "Siehe herab auf die Demut."

Wie es in den christlichen Landen zur Andacht und zur Festfeier "Mariä Demut" kam, weiß kaum jemand zu sagen. Wir wissen weder wie alt diese Andacht ist, noch welcher der Päpste sie zum ersten Mal gutgeheißen, und somit ins Beten der Kirche eingeführt hat.

Maria ist das Lieben der Christen. Wir schauen auf zu ihr, zur gütigen, zur milden, zur süßen Jungfrau und Mutter. Wir wissen nämlich, daß auch Gott der Herr auf sie geschaut hat, und daß sie seit Anbeginn schon Gottes großes Lieben ist. Eben darum aber auch, weil sie Gottes ganz besonderes Lieben ist, bleibt Maria uns ein Geheimnis. Ein Geheimnis, ebenbildlich dem Geheimnis Jesus Christus, in dem höchste erhabenste Gottheit uns erschienen war, und zwar im Fleische eines Gekreuzigten, eines zu Tode Gemarterten.

"Gipfel, schwer ersteigbar dem Sinn der Menschen", "Tiefe, schwer erschaubar selbst dem Auge des Engels" nennt die Liturgie der Ostkirche das Gotteskind Maria.

Seit frühester Christenheit, seit dem 2. Jahrhundert schon bis hinein in unsere Tage suchen die besten Denker der christlichen Offenbarungslehre das Licht und das Dunkel des Geheimnisses zu ergründen, das Maria aus ewig uns unerfaßbaren Gotteshöhen umstrahlt und umhüllt.

"Du hast Gnade gefunden bei Gott", ja: "Du bist v o l l der Gnaden" heißt es im Lukasevangelium von der Jungfrau. Von der Gnade aber sagt uns Gott in der Heiligen Schrift, daß sie den Menschen ganz mit Christus "bekleide" (Gal. 3:27), daß sie den Men-

"Wenn ich an euren schönen Namen Oblaten — Geweihte, Geopferte — denke, kommt mir sofort die vierte Bitte des Vaterunsers in den Sinn: Dein Wille geschehe. Die drei ersten Bitten lassen sich leicht beten, aber bei der vierten wird es Ernst; da steht Gott mit Seinen Forderungen, da gibt es nur eine Ganzhingabe an Ihn, wenn wir mit unserem Beten Ernst machen wollen. Wenn ich an euren Namen denke, kommt mir auch das 23. Kapitel der Nachfolge Christi in den Sinn: Mein Sohn, jetzt will ich dir den Weg in das Land des Friedens und der wahren Freiheit weisen. Laß es dir erstens angelegen sein, lieber dem Willen eines anderen als deinem eigenen nachzuleben. Zweitens, wähle in allem, was vergänglich ist, das wenige vor dem vielen. Drittens, setze dich immer unten an und sei gern untertan. Viertens, wünsche und bete immer, daß Gottes Wille in dir vollkommen erfüllt werde."

Papst Johannes XXIII. an die Oblaten des Generalkapitels zu Rom, im September 1959

---

ausschließt, daß sie manche Seiten an ihm sympatisch fanden). Wer sich zu Christus stellt, der stellt sich zur Wahrheit Gottes, und darin ist auch die Wahrheit, die bittere Wahrheit über uns selbst enthalten, nämlich daß wir Sünder sind, ob wir es fühlen oder nicht, ob wir daran leiden oder nicht, und daß wir mitsamt unserer hübschen aufgebauten und demonstrierten Gerechtigkeit vor seinem Gericht nicht bestehen können.

Aber um des Himmels willen, warum sind wir denn so schlecht? Warum soll denn das gute Mütterchen, das lustige Kind sich fürchten vor Gottes Urteil? Wenn sie doch nichts besonderes begangen haben? Wir haben doch richtig verstanden: das Verdikt betrifft alle, nicht nur die Verbrecher!

Wir sind so weit weg von Gott, wir haben keinen Begriff davon, was er verlangen kann von uns und wirklich verlangt. Wenn wir die Bergpredigt lesen, geht uns eine Ahnung auf. Da rettet uns nur derjenige, der die Nähe Gottes selber ist. Und dann, dann nur gilt: "Es ist nun nichts Verdammliches in denen, die in Christus Jesus sind" –

schen tief in Christi Leben hineintauche und ganz mit Christi Leben durchflute (Röm. 8: 1,10).

Die Gnade ist alles, was am Menschen an großen und größten göttlichen Dingen geschehen kann. Am Menschen, dem es durch die Erlösung bestimmt ist, "dem Bilde Seines Sohnes nachgeformt zu werden" (Röm. 8:29). Die Gnade ist des Gläubigen Staunen ohne Ende:

Christus ist dreimal heiliger, ewiger, gewaltiger Gott. Und Gnade ist "Teilnahme an der göttlichen Natur" der majestätischen Erhabenheit unseres Herrn und Erlösers (2. Pet. 1:4).

Christus im Fleisch, Christus der Mensch, ist der Erstgeborene, der Heiligste, der Beste und Edelste unter uns Menschen. Durch die Gnade aber wird an unseren Leibern, an unserem innersten und äußersten Leben das heilige Menschsein Christi sichtbar (2. Cor. 4:10).

Christus ist der erlösend Verspottete, Verworfene, Gekreuzigte. Die Gnade aber bewirkt "Gemeinschaft mit Seinen Leiden" (Phil. 3:10) zur Erlösung der Welt (Kol. 1:24).

Das alles ist biblisch, das heißt von Gott uns gesagt. Das alles geschieht am Erlösten nach Maßen, wie Gott sie einem jeden bestimmt (Ephes. 4:7), und nach denen der Mensch die Gnade ergreift.

Der Jungfrau und Mutter des Herrn hat Gott die Fülle aller Maße der Gnade bestimmt. Gnade macht dem Bilde Seines Sohnes gleich. Wie Christus "das Abbild des unsichtbaren Gottes" ist (Kol. 1:15), so war die Gnaden-Volle das unter allen Menschen vollendetste Abbild des Sohnes und Herrn Jesus Christus.

Und hier kommen wir nun zur Demut Mariens. Wir wissen, wie Gott sie vom Anfang bis zum Ende ihres Erdenlebens als Mutter Christi verdemütigt hat. Wie sie immer wieder den Weg der Verwerfung zu gehen hatte, ganz wie jener, dem sie nachgeformt war. Ganz wie Christus. In einem Stall mußte sie ihren Sohn, den sie durch heilige "Überschattung des Allerhöchsten" empfangen, zur Welt bringen. Darauf kam die Flucht nach Ägypten, und nachher die Furcht, sich in Judäa, im Lande ihrer Väter, niederzulassen (Matth. 2:22). Sie mußte nach Nazareth ziehen, in eine kaum bekannte Bergortschaft, von der man spottend sagte: "Was kann schon aus Nazareth Gutes kommen!"



Alle diese Verdemütigungen bis zur letzten, als sie als Mutter eines gesetzlich zum Tode Verurteilten unter dem Kreuze ihres Sohnes stehen mußte, können wir noch irgendwie erfassen. Schwerer wird es uns, wenn wir hören, daß Christus selbst Seine Mutter in aller Öffentlichkeit von Sich zu weisen schien. Als ihm einmal der Besuch Seiner Mutter gemeldet wurde, sagte Er: "Wer ist Meine Mutter?" Und als ein Weib selig jene pries, die Ihn als Mutter getragen, rief Jesus aus: "Selig vielmehr, die das Wort Gottes hören und befolgen!"

Schwer finden wir es, diese Heilandsworte zu erfassen. Doch wer von uns wird je begreifen, wie es so weit kommen konnte, daß Christus, der ewig geliebte Sohn Gottes, in Seiner höchsten Kreuzesnot aufschrie: "Mein Gott, Mein Gott, warum hast Du mich verlassen!"? Und wer versteht die Bibelworte, die uns sagen, daß Christus, der allheilige Gottessohn, "unseretwegen selbst zum Fluche ward" (Gal. 3:13), für uns vom ewigen Vater "zur Sünde" gemacht (2. Cor. 5:21), daß Er verflucht bis zum Sterben am Holze hing? (Gal. 3:13).

Im Römerfrief, 8:17, sagt uns Gott, daß wir "Erben Gottes" sind, "und zugleich mit Christus Erben; nur müssen wir mit Ihm auch leiden, um mit Ihm verherrlicht zu werden."

Vom ersten Adam haben wir die Schuld geerbt. Vom zweiten Adam, von Christus, eine neue Erbschaft, die dem Erlösten anhängt von der Taufe bis über alle Gräber hinweg in die Ewigkeit. Viel wird von der Erbsünde gesprochen und geschrieben. Sie ist mit uns unser ganzes Leben lang, und die Gefahr besteht, daß sie uns zum Fluch der Ewigkeit werden könne.

Wenn wir von jenem Erbgut sprechen, das uns durch die erlösende Taufe kommt — und das Maria bei ihrer Empfängnis schon gegeben wurde — dann reden wir so, als seien in der Nachfolge Christi nur künftige Dinge zu erben, nämlich das Himmelreich mit allen seinen Freuden.

Im Sünder wirkt die angeerbte Sünde immer dem Bösen zu. Im Heiligen wirkt die von Christus dem zweiten Adam geerbte Erlösungskraft immer dem Heiligen zu — und dem Kreuz mit allen seinen Verdemütigungen. Es spricht die Bibel ja nicht nur von einem Gleichwerden mit Christus dem Erstandenen und Verherrlichten, sie sagt uns auch, daß wir "auf Christi Tod" getauft sind, und daß wir "durch ein Sterben, das dem Seinigen ähnlich ist, schon in lebendige Verbindung mit Ihm kommen" Röm. 6:3-6). Mit Ihm, dem Gekreuzigten.

Hier, im Geheimnis des Gleichwerdens mit Christus in allem, in Seiner Heiligkeit und in Seiner

Kreuzesnot bis zur Auferstehung, sind die gottdurchgnadeten Tiefen der Demut Mariens zu finden. Auch die Antwort auf die Frage, warum sie nicht nur von Fremden, sondern selbst von ihrem Christus so verdemütigt wurde. In ihrer Demut ist Maria wirklich "Gipfel, schwer ersteigbar dem Sinn der Menschen", und "Tiefe, schwer erschaubar selbst dem Auge des Engels."

Die Demut vor Gott und unter den Menschen ist immer ein Geheimnis. Immer und überall. Unergründliches Geheimnis besonders in Christus, der so weit ging, sich Seiner Gottheit zu entäußern (Phil. 2:7), um zum Geschlagenen zu werden (Is. 50:6), zur Erlösung vom Unheil der Gottesferne zum Heil der Fluten der Liebe.

Dieser Christus, der bis in den letzten Staub Verdemütigte und demütigst für andere Leidende, dieser Christus ist das letzte, das größte, das heiligste und entscheidendste Wort, das Gott zu uns gesprochen hat (Heb. 1:2). Dieses Wort bleibt. Und es sagt, daß der Mensch dieses Wort seinem Gotte nachsprechen muß, durch lebende, kreuzigende, das eigene Ich aufgebende Demut. Durch Demut, die in Liebe aufgeht. In die Liebe des Herzens Christi zum Vater und zu allen Kindern des Vaters, zu jedem Menschen.

Maria hat dieses Wort gesprochen. Gnadenvoll sein heißt auch voll der Heiligkeit sein. Und das heißt wiederum: Voll der kreuzigenden Demut Christi zu sein. Und das war Maria, die mit Christus zum Schimpf der Leute wurde, und die mit Christus Fürbitte hielt für alle jene, die da nicht wissen, was sie tun, noch wie sie von der Gottheit liebende Erlösung finden können.

Heute noch steht sie, die hohe Mutter des Herrn, in sanfter Demut zu uns Menschen. Sie wird verworfen, in Wort und Schrift, mitzeiten sogar in Spott und Haß, von vielen selbst, die an ihren Sohn glauben. Maria aber schweigt, und Gott läßt alles zu, wie Er auch zuläßt, was hier auf Erden durch der Menschen Blindheit Seinem Sohne an Lästerung angetan wird.

Wir aber beten: "Siehe herab auf die Demut", o Maria, du Reine. Auf die Demut Jesu Christi, die in uns sein sollte und doch nicht da ist. Bitte für uns, auf daß auch wir würdig werden der Verheißungen Christi. Auf daß auch wir würdig werden der verheißenen gnadenhilfe Christi, die uns sprechen läßt und leben das große, erlösende Wort: Christus der Gekreuzigte mit aller Seiner wunden, blutenden Kreuzesliebe sei in uns und wirke in uns, bis daß auch wir geformt sind nach dem Bilde des allheiligen Sohnes des Vaters. –

Zum Weltflüchtlingsjahr

"Vor einem Monat, nach dem Beginn des Weltflüchtlingsjahres, stellten wir in einem Bericht über die internationale Flüchtlingssituation fest, daß keine Flüchtlingsbewegung in irgendeinem Teil der Erde dem Strom der deutschen Heimatvertriebenen an Größe vergleichbar sei ("40 Millionen Flüchtlinge" im "Feuerreiter" No. 20). Diesen Hinweis gaben wir nicht, um das deutsche Flüchtlingsproblem auf Kosten ähnlicher Probleme anderer Staaten in den Vordergrund zu spielen. Ein Flüchtling ist überall ein armer, hilfsbedürftiger Mensch, der die Unterstützung der Gemeinschaft verdient, der er sich anvertraut — gleichgültig, ob er in Europa, dem Fernen Osten, dem Mittleren Osten oder Afrika um Aufnahme und Beistand bittet. Der Hinweis auf den einmaligen Umfang der deutschen Flüchtlingsbewegungen erschien uns notwendig, um Größenordnungen ins Gedächtnis zurückzurufen, die durch Gewöhnung, vorgefaßte Meinungen oder Gedankenlosigkeit nicht mehr richtig erkannt werden. Dies ist die harte Tatsache: Von 40 Millionen Menschen, die seit dem Jahre 1945 in aller Welt zu Flüchtlingen geworden sind, entfallen 16,4 Millionen allein auf Deutschland und von ihnen wiederum 13,4 Millionen auf die Bundesrepublik. Mehr als 12,5 Millionen Menschen, die vor 15 Jahren noch außerhalb des westdeutschen Staates wohnten, leben jetzt in den Bundesländern. Sich diese Tatsache mit aller Klarheit vor Augen zu führen ist notwendig, wenn es darum geht, den deutschen Beitrag zum Weltflüchtlingsjahr abzugrenzen und festzulegen. Die Bundesrepublik gehört zu den 56 Staaten, die dem Aufruf der Vereinten Nationen zugestimmt haben. Sie muß folglich, denn das ist der Sinn des Weltflüchtlingsjahres, genauso wie die anderen Unterzeichner ein Mehr an Bemühungen aufbringen — eine Leistung, die über die Leistungen früherer Jahre hinausgeht. Dieses Mehr kann unter den obwaltenden Umständen nicht darin bestehen, unsere Anstrengungen zur Behebung der Flüchtlingsnot dadurch zu verzetteln, daß wir Mittel in alle Teile der Welt entsenden. Selbstverständlich soll es dem einzelnen Helfer und der einzelnen Hilfsorganisation unbenommen bleiben, wo und bei wem er eingreifen will. Grundsatz sollte jedoch sein, daß der beste Beitrag der Bundesrepublik darin besteht, das eigene Flüchtlingsproblem zu lösen. Denn darin liegt ja die Besondertheit des deutschen Flüchtlngsproblems, daß es trotz unverkennbarer Auflockerungen andauert und durch seine Fortdauer die verschiedensten Risiken heraufbeschwört. 195 000 ungarische Flüchtlinge mobilisierten vor drei Jahren das Gewissen der gesamten freien Welt. Aber 204 092 Menschen, die allein im Jahre 1958 aus der Sowjetzone in die Bundesrepublik flohen, werden gleichsam als Routinebelastung betrachtet, von der niemand viel Aufhebens macht. Das ist um so seltsamer, als man weiß, daß die Auffanglager auch in "stillen" Monaten noch immer 2500 bis 3000 Neuankömmlinge registrieren. Unser Vorsatz, allen noch kommenden Flüchtlingen ein Dasein ohne Furcht und Not zu ermöglichen, verbinden wir dashalb mit dem Appell an die Vereinten Nationen, das deutsche Flüchtlingsproblem nicht anders als andere, aber in seiner ganzen Schärfe und Schwere zu sehen. Zugleich danken wir allen Völkern und Staaten, die uns ohne Ressentiment und Vorurteil geholfen haben. Das Weltflüchtlingsjahr bietet uns die Gelegenheit, ihnen zu beweisen, daß wir ihrer Hilfe würdig sind."

Der Feuerreiter

Der dritte Traenenguss

Eine dramatische Geschichte aus Ungarn, erzählt von Anton Imre Abdai

Einen hart aufgezwirbelten Schnurrbart hatte der um 50 Jahre alte Ungar, der zum Notar eintrat. “’n Tag, Herr Notar.” “Tag, Bauer Balint, na, was bringst du Gutes?” kletterte gleichsam die Stimme des ergrauten Notars Boldog über die ihn umgebenden Aktentürme hinweg.

“Hm,hm . . . äh”, räusperte sich der Besucher. Man sah es ihm an, daß er viele wehe Gedanken wälzte. “Gutes bringe ich nicht, Herr, denn das Gute trägt der Teufel weg von armseligen Menschen, wie ich bin.” Boldog kannte den Mann zu gut, um nicht zu wissen, daß man den Zweck seines Kommens nur durch ein Verhör herausbekommen konnte.

“Na, es ist doch nicht etwas Schlechtes?” Balint nagelte seinen Blick auf den Fußboden. “Je, wenn es das nicht gäbe. Mit der Frau habe ich Kummer.” “Was Wunder!” fragte der Alte und legte die Feder sachte aus der Hand. “Mit der besten, tüchtigsten Frau hast du Sorge? Ausgeschlossen, Balint. Ich kann’s nicht glauben.“Und doch ist es so. Ja, sie hat einen solchen Dickkopf, daß mit ihr kein Reden ist.” “In was hat sie sich denn festgebissen? Will sie keine Käsenudeln kochen?” Wieder preßte sich ein tiefer Seufzer aus der Brust des traurigen Ungarn. “Hej, mit dem Kochen haperte es nie. Damit nich.t Aber sie ist weg zu ihrer Tante.”

“O, daß dich der Hahn pieke, Balint. Wenn sie weg ist, kommt sie auch wieder.”

“Aber sie ist so weggegangen, daß sie nicht wiederkommt”, sagt der Bauer und senkt das Haupt. Vor Überraschung steht der Notar auf. “Nichts verstehe ich. Warum ist sie weg?” “Ich sagte es doch schon, sie hat einen Dickkopf aufgesetzt.” “Dafür muß doch ein Grund vorliegen!” “Nichts ist das Ganze, eben nichts. Sie hatte nur meine Pfeife gegen die Wand gepfeffert, und darüber wurde ich böse.” Da riß die Geduld des Notars. Wuchtig schlug er mit der Faust auf den Schreibtisch. “Jetzt beginne ich zu begreifen! Du hast diese begnadete kleine Frau geschlagen!” “Ja, denn ich war wütend.” “Du Unglückseliger! Du hast deine Hand erhoben gegen diese gute Frau, gegen dein treues Weib, gegen die sorgende Mutter deiner Kinder?!” ereiferte sich der Alte und schüttelte den Bauern, wie es ein hungriger Bär mit einem wilden Birnbaum tut . . .

“Es ist eben geschehen. Gehen Sie hinter der Frau her, Herr, und bitten Sie um Frieden! So was ist doch nicht natürlich. Ich kann nicht bitten und betteln.” Sagt’s, und will gehen . . .

“Halt!” schreit Boldog hart. “Fehler einzugestehen ist keine erniedrigende Sache, Pflicht ist das! Weswegen bist du überhaupt zu mir gekommen?”

*

Eine junge, traurige Frau, auf dem Arm einen Säugling, tritt in das Amtszimmer des Notars. “Guten Tag, Herr”, und als Boldog den Gruß erwidert, ohne aufzusehen: “Nicht wahr, ich störe den Herrn bei der Arbeit?” “Schadet nicht. Bitte sagen Sie, was Sie bedrückt.” “Jaj, Herr, mein Kummer ist so groß, daß ich es kaum sagen kann”, und aus den glanzvollen Augen ergoß sich der erste Tränenguß . . . “Warum mußte ich auch auf die Welt kommen?”

Immer noch warf der Notar Zeilen auf das Papier, während er zwischendurch murmelte: “Warum? Um eine gute Familie zu haben und nützliche Bürger großzuziehen.” “Oh nein. Der arme Mensch sieht diese Welt nur, um zu leiden. Um auch ein wenig glücklich zu sein? Oh Herr, für mich hat Gott das Glück nicht geschaffen.”

Endlich stand der Alte auf: “Ej, na, für wen denn sonst, wenn nicht für Sie? Für eine schöne Frau, die noch wunderbar aussieht und Mutter von sieben Kindern ist? Sieben schöne Stufen in Richtung Himmel. Nur noch drei fehlen, und Sie sind etwa in der Mitte des Himmels.”

“Daraus wird nun nichts. Das ist zu Ende für ewig.” “Erschrekken Sie mich nicht! Ist Ihr Mann etwa gestorben?” “Für mich ja, für immer . . . Sterben möchte ich, um niemand erzählen zu müssen. Lieber Gott, wer hätte gedacht, daß ich mich in dem täuschen würde, dem ich mein Leben gegeben habe! Nicht im Traume hätte ich gedacht, daß ich mich von ihm scheiden lassen werde.”

“Mein liebes Herz, erzählen Sie nicht solch heidnisches Zeug!” fuhr Boldog sie in scheinbarem Unmut an. Der Ärger und das funkelnde Feuer der Verzweiflung flammte auf in den vergißmeinnicht-blauen Augen, und es floß der zweite Tränenguß . . .

“Ja, von dem, der seine Frau nicht ehrt, der an mir den Peitschenstiel zerbrach! Für immer will ich mich jetzt scheiden lassen von diesem Scheusal!” “Aber, aber, warum sind Sie auf den Tabak so ärgerlich? Auch ich schmauche eine Pfeife, und meine Frau läßt sich dennoch nicht von mir scheiden”, murmelte Boldog ungnädig . . .

“Aber der Herr priemt doch nicht! Sie haben sich an diese Unausstehlichkeit nicht gewöhnt.” “Nun gut, er könnte es sich auch wieder abgewöhnen, mein liebes Herz.” “Ja, das ist es eben. Wer es will. Wer auch nur soviel Liebe für seine Frau hat, wie in die kleine Fingerspitze geht. Aber er? Nicht um alle Welt. Umsonst bat ich ihn darum. Ich kann das Zeug nicht ausstehen, ich werde schon vom Riechen krank. Als all meine Bitten nichts halfen, schnappte ich seine Pfeife aus dem Mund und warf sie gegen die Wand. So da hast du es, seelenloser Mensch, sagte ich, nun kannst du nicht mehr das gräßliche Zeug priemen. Und da hat er mich mit dem Peitschenstiel geschlagen, bis er zerbrach.”

“Naja, das war keine schöne Sache von Balint. Er verdient was

dafür. Aber wir wissen, daß der Teufel einen blind macht in der Wut", versuchte der Alte den Mann zu verteidigen . . .

"Und dann schlägt man seine Frau?" "Ja, auch solche Unglückliche gibt's."

"Mit einem solchen werde ich nicht, kann ich nicht unter einem Dache leben! Nicht eine Minute!"

"Freilich, freilich, mit so einem nicht . . . Aber mit einem einsichtigen Frevler . . . Sie müssen ihm verzeihen. Der Balint ist kein schlechter Mensch. Er ist nun mal in das Netz des Teufels geraten. Ich weiß, er wird aufpassen, in Zukunft nicht wieder darin hängenzubleiben."

"Nein, nein, nie kann ich ihm verzeihen. Ich hasse ihn! Kann ihn gar nicht mehr ansehen. Auch wenn mein Herz bricht, ich lasse mich scheiden. Und ich weiß, daß mir das Herz bricht. Wegen meiner unschuldigen Kinder."

Der Notar setzte sich wieder an den Schreibtisch und sagte mit größter Seelenruhe: "Ist auch wahr, lassen Sie sich scheiden", und schlug mit der Faust so kräftig auf den Tisch, daß der Brieföffner mit großem Krach auf den Fußboden fiel.

"Lassen Sie sich scheiden. Er verdient nichts anderes." Erschrocken sah ihn die Frau an. "Na", fragte der Alte, ihr tief ins Auge sehend. "Ich werde mich sch. . . scheiden lassen", meinte zögernd die Frau.

Noch einmal sauste die Faust des Alten auf den Tisch: "Nichts anderes verdient dieser Nichtsnutz, der seine Kinder nicht achtet und nicht liebt."

"Doch, doch, er liebt sie nicht nur, er ist ganz verrückt nach ihnen . . . Ich wollte sie alle mitnehmen, aber nur dieses kleine Würmchen blieb mir."

"Gut, kann schon sein, aber wer seine Frau nicht liebt, wer vielleicht ein Auge auf eine andere geworfen hat . . ." hörte sie die immer noch harte Stimme. Da unterbrach sie ihn energisch.

"Glauben Sie das nicht, Herr, das hat er nie und nimmer getan! Glauben Sie das nicht. Ich lege dafür die Hand ins Feuer." "Ich nicht", wackelte der Alte mit seinem Kopf bedächtig hin und her. "Kein gutes Wort könnte ich über ihn sagen. Sie, mein Herz, werden wieder frei von ihm und wieder die Elisabeth Vamos, wie als Mädchen." Dieser Schuß traf die Frau und Mutter, sie sah einige Minuten staunend auf den Alten.

"Mein Gott, auch so ist das nicht recht!" und aus den blauen Augen ergoß sich der dritte Tränengusstrom, wie aus der Fuge eines zerbrochenen Kruges das Wasser rieselt. Heiße Tränen purzelten auf den schneeweißen Wickel des Säuglings. "Es kann nicht sein, es darf nicht sein!"

•

Den Arm in einer Binde, kam der Bauer in den Hof des Notars. Der sah ihn sofort durchs Fenster und stellte sich breit in die Tür, alles verdeckend. "Grüß dich Balint, aber siehe da, was ist mit deiner Hand?"

"Nichts, Herr, ich hab sie nur ein wenig bestraft. Wissen Sie, Herr, auch warum?" "Aber, aber mach doch keine Dummheiten. . . Nur mit Liebe kann man den dunkelsten Fleck wegwischen." "Ja, wenn ich nur den dunklen Fleck wegbekäme, der mein Herz überschattet." "Kannst du, mein Sohn, nur wollen mußt du."

"Herr, wenn das ginge. Es ist aber zu spät. Aber das verspreche ich Ihnen, Herr, zum Priem greife ich nie mehr, auch wenn mein Glück verlorenging."

Zur Seite zog sich Boldog aus der Tür, und nun stand die Frau des Bauern fast greifbar vor ihm, noch immer dem dritten Tränenguß freien Lauf lassend. Dazwischen hatte aber das Glück wieder Platz in den himmelblauen Augen. –

Wenn die heilige Weihnachtszeit kommt, berauben wir doch aus Liebe zu uns selbst und zu unserer Seele diese Tage nicht ihrer Weihe! Diese heiligen Tage sollen für uns von einer stillen Weihe durchseelt sein. Darum darf das Festgeheimnis von Weihnachten nicht in der weltlichen Freude untergehen. Christus ist und bleibt für jeden von uns der Erlöser, der Heiland. Darum gehört zur Weihnachtsfeier auch eine gute Beicht und Kommunion. Bringt dir Weihnachten nicht den vollen Frieden mit Gott, dann haben auch alle Geschenke wenig wert. V. V.

Sein Name heißt Friedensfürst

Ein Kind wird uns geboren, ein Sohn wird uns geschenkt, das Herrscherzeichen auf der Schulter. Sein Name heißt: "Ein wunderbarer Rater, Gott und Held, ein ewiger Vater, Friedensfürst."

Ein Reis sprießt auf aus Jesses Stumpf, ein Schößling bricht hervor aus seinen Wurzeln.

Auf ihn läßt sich der Geist des Herrn herab, der Geist der Weisheit, des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Kenntnis und der Furcht des Herrn.

Sein Scharfsinn ruht nur auf der Furcht des Herrn; er richtet nicht nach seiner Augen Sicht und urteilt nicht nach dem Gehör.

Er richtet in Gerechtigkeit die Armen und spricht in Redlichkeit Bescheidenen im Land das Urteil. Er schlägt den Bösewicht mit seines Mundes Stocke; den Frevler tötet er mit seiner Lippen Hauch.

Sein Hüftgurt ist Gerechtigkeit, und Treue seiner Lenden Gürtel.

Der Wolf ist bei dem Lamm zu Gaste, der Panther lagert bei dem Böcklein, und Kalb und Löwe fressen miteinander; ein kleiner Knabe treibt sie aus.

Aus dem Propheten Isaias

Zehn Jahre SOS

Kinderdörfer Herman Gmeiners

Die SOS-Kinderdörfer, eine Gründung des Österreichers Hermann Gmeiners, feiern in diesem Jahr ihren zehnjährigen Bestand. Die Bundespräsidenten der Deutschen Bundesrepublik und Österreichs sowie andere führende Staatsmänner Europas haben aus diesem Anlaß dem Schöpfer dieses großartigen Werkes ihre Glückwünsche übermittelt und zum Ausdruck gebracht, daß die SOS-Kinderdörfer heute ein für die ganze Welt beispielgebendes Modell moderner Jugendführsorgeerziehung sind.Sie seien außerdem ein wesentlicher Beitrag zum Frieden und zum Verständnis zwischen den Völkern.

Hermann Gmeiner gab kürzlich bei der Eröffnung des zweiten deutschen SOS-Kinderdorfes in Sulzburg (Schwarzwald) einen interessanten Rückblick auf die Entwicklung dieser bahnbrechenden Idee für das Kind. Begonnen hat Gmeiner 1949. Er studierte zu jener Zeit an der medizinischen Fakultät der Insbrucker Universität und war ehrenamtlich in der Jugendarbeit tätig. Durch diese kam er in Kontakt mit den zahlreichen Flüchtlingskindern, die heimat- und elternlos einem traurigen Dasein ausgeliefert waren. Gmeiner wollte diesen jungen Menschen helfen. Sein Gedanke war, daß auch das verlassene Kind ein Anrecht auf eine Mutter und ein Dasein habe. Mit Hilfe gleichgesinnter junger Menschen gelang es ihm, die Bevölkerung für seine Idee wachzurufen und in Imst in Tirol ein erstes SOS-Kinderdorf zu bauen. Dieses SOS-Kinderdorf Imst ist heute zu einem Begriff geworden und wird alljährlich von Fachleuten aus aller Welt besucht und studiert.

Vor allem wußte Gmeiner breite Massen der österreichischen und deutschen Bevölkerung an dieser einmaligen Rettungsaktion für verlassene Kinder zu interessieren. Heute gehören über 1,000,000 Menschen seinem privaten Sozialwerk als Freund- und Gönnermitglieder an. In zehn SOS-Kinderdörfern wachsen über 1000 glückliche Kinder heran. Jedes Dorf umfaßt eine Anzahl von Familienhäusern. In jedem Haus leben neun elternlose Kinder bei einer Mutter, die ganz für ihre Kinder da ist und wie jede andere Frau aus dem Volk für sie sorgt.

Das größte SOS-Kinderdorf hat Herman Gmeiner in Hinterbrühl bei Wien erbaut. Dieses Dorf umfaßt bis jetzt 30 Häuser und ist die modernste und schönste Anlage dieser Art in Europa. 30 Kilometer vom Eisernen Vorhang entfernt, ist das SOS-Kinderdorf Hinterbrühl heute wie eine letzte Bastion der Liebe und Freiheit unserer westlichen Welt. Flüchtlingskinder aus Ostdeutschland und Ungarn, Waisenkinder aus Deutschland und Österreich sowie Besatzungskinder leben dort glücklich beisammen.

Der Sitz des SOS-Kinderdorfverbandes, der heute SOS-Kinderdörfer, nicht nur in Österreich und Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien sowie in anderen europäischen Staaten, umschließt, befindet sich im berühmten "Goldenen Dachl" in Insbruck. Dort laufen täglich neue Ansuchen um Aufnahme von Kindern ein, die ein trauriges Schicksal heimat- und elternlos gemacht hat. Immer neue SOS-Kinderdörfer müssen daher gebaut werden. Vor allem ist in letzter Zeit die dringende Notwendigkeit aufgetaucht, auch in Berlin ein eigenes SOS-Kinderdorf für Flüchtlingskinder aus Ostdeutschland zu errichten.

Zu der großen Schar der Freunde und Gönner dieses wunderbaren Liebeswerkes zählen auch viele Auslanddeutsche und -österreicher. Herman Gmeiner aber ist auf ständiger Suche nach guten Menschen, die ihm weiterhelfen. Tausende Kinder befinden sich in Deutschland und Österreich noch in bitterer seelischer Not. Auch sie will Gmeiner in die lichte und glückliche Atmosphäre der SOS-Kinderdörfer versetzen, damit sie sich zu frohen und tüchtigen Menschen heranbilden.

Auskunft über die SOS-Kinderdörfer erteilen alle österreichischen und deutschen diplomatischen Auslandsvertretungen.

SOS-Kinderdörfer, denen wir helfen können sind in —

Österreich: Imst, Tirol; Altmünster, O./Ö.; Hinterbrühl,Wien; Moosburg, Kärnten; Lienz, Osttirol; Graz, Steiermark; Egerdach, Innsbruck.

Deutschland: Diessen, Bayern; Sulzburg, Schwarzwald; Merzig, Saarland; Lorelei, Rheinland; Eisenberg, Pfalz; Essen, Ruhrgebiet; Hamburg.

Frankreich: Busigny, Aisne; Cesson, Paris; Santen, Paris; Nice, Cote d'Azur.

Italien: Brixen, Südtirol; Caldonazzo, Trento.

Gründer: Hermann Gmeiner
Generalsekretär:
Dr. Hansheinz Reinprecht

Es gilt nicht nur der alte Spruch, Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch Gott werden könne — es geht noch vorher das andere: GOTT ist Mensch geworden, damit der Mensch überhaupt in der Lage sei, Mensch zu bleiben . . . Vor der Krippe entscheidet sich viel. Viel mehr, als man ahnt. Das ist nicht ein Idill, das ist Schicksalsstunde für den Menschen. Und es ist wirklich für den einzelnen von Bedeutung, dass wir ahnen, dass dort eine Güte und Menschenfreundlichkeit (Tit. 3,4), ein Heil für uns, die Menschen, die Welt liegt.

P. Alfred Delp

Pater Hugo Loran, O.M.I.

25 Jahre Priester

Vor Weihnachten noch fällt der 25. Jahrestag der hl. Priesterweihe eines Oblatenpriesters, dem der "Marienbote" sehr viel zu verdanken hat. Der Jubilar ist Pater Hugo Loran O.M.I., zur Zeit Pfarrer der St. Petersgemeinde zu Unity, Sask.

Pater Hugo Loran wurde am 21. Dezember 1934 in unserem Oblaten-Priesterseminar zu Battleford zum Priester geweiht. Er verblieb im Seminar bis zum Herbst 1937. Seine Oberen hatten ihn beauftragt, als Ökonom in der Seminarleitung zu wirken.

Zu jener Zeit war der "Marienbote" gerade ein paar Jahre alt. Gegründet im Jahre 1932, war unser Blatt ein Jahr lang "Pfarrzeitung" der St. Mariengemeinde zu Regina, Sask. Ein Jahr später wurde es zur Monatsschrift aller deutschsprechenden Katholiken Canadas. Von 1932 bis 1937 wurde der Marienbote in fremden Drukkereien fertiggestellt. Im Herbst des Jahres 1937 war es den Oblaten gelungen, eine eigene Drukkerei — die bekannte Marian Press — in Regina zu eröffnen. Pater Loran wurde bestimmt, die Geschäftsleitung des neuen Unternehmens zu führen.

Pater Loran war nie im Leben Drucker gewesen, hatte nie Gelegenheit gehabt, den Betrieb einer Druckerei und eines Verlaghauses näher kennen zu lernen. Er wurde auf einen Posten gestellt, der "Unmöglichkeiten" forderte. Es hatte der junge Priester von damals nicht nur Geschäftsführung im Allgemeinen und die Leitung einer Druckerei im Besonderen zu erlernen, er mußte sich auch mit Sachen wie das Reparieren alter, ewig zusammenklappender Maschinen, Papierschneiden, Drukken, Setzen, Verpacken, Nageln und Hammern zu befassen.

Unsere "Marian Press" von damals war kein Musterbetrieb. Sie war eine Anfangssache, die sehr viel Mut, Opfer, Kummer, Sorge und Tages- und Nachtarbeit forderte. Vier Jahre lang arbeitete Pater Loran in unserer Druckerei.

Von Weihnachten 1938 bis Juni 1940 war es in unserem Verlag so armselig, daß wir nicht einmal einen eigenen Marienboten-Schriftleiter hatten. Neben aller Arbeit als Geschäftsführer, erster Drucker, Maschinist, Mechaniker usw. hatte Pater Loran während dieser Zeit auch als Schriftleiter des damals noch doppelsprachigen (20 Seiten deutsch, 12 Seiten englisch) Marienboten zu amtieren.

Unser Jubilar ist einer der wirklichen Pioniere beider, der "Marian Press" und unseres "Marienboten". Ihm hat unser heutiges Verlaghaus mehr zu verdanken als viele es ahnen.

Nach seiner Tätigkeit in unserem Verlaghaus arbeitete Pater Loran zuerst als Kaplan in Prelate, Sask., und dann als Pfarrer in Goodsoil, Sask., St. Charles, Man., Lancer, Sask., Denzil, Sask. und heute in Unity, Sask. Überall legte er sich in die Arbeit, und daß er neben seiner vielen Pfarrarbeit auch noch in jeder Gemeinde der Jugend und den jüngeren Verheirateten überall half, Sportsgruppen zu gründen, Winterabende zu veranstalten, Sportsgebäude zu errichten, wird jeder wissen, der ihn kennt.

In Anerkennung besonders seiner Arbeit am Marienboten wünschen wir dem Jubilar zum Jubelfest Gottes und der Unbefleckten allerreichsten Segen. Möge ihm das diesjährige "Silber-Priesterliche" Weihnachtsfest zu einem seiner schönsten und gnadenreichsten werden. —

Christus lebt im Priester

Die priesterliche Existenz ist nur vom Glauben her faßbar. Dem Ungläubigen fehlt der Sinn für das Übernatürliche, ohne den es nicht begriffen werden kann.

Alle anderen irdischen Berufe behalten ihren Daseinssinn, auch wenn es keine übernatürliche Ordnung gäbe. Der Lehrer, der Arzt, der Staatsmann hätte seine Aufgabe auch in einer rein natürlichen Ordnung. Der Priester Christi und was er zu verkünden und zu bringen hat, wird sinnlos und unbegreiflich, wenn keine übernatürliche Welt existiert, ja, er würde zum großen Betrug an der Menschheit. Wir verstehen daher die Haltung des Ungläubigen gegenüber dem Priester. Sie ist nur konsequent.

Es ergeht dem Menschen dem Priester gegenüber genau so wie gegenüber der Eucharistie. Wer nicht glaubt, sieht nur das Brot, das heißt in unserem Falle, den mehr oder weniger begabten oder sympathischen Menschen mit seinen Vorzügen und Schwächen. Ihn mag er gelten lassen, den Anspruch auf mehr wird er als Täuschung ablehnen. Wer aber glaubt, sieht unter der menschlichen Hülle Christus. Er sieht auch das Menschliche, aber es tritt hinter dem Wissen um das andere zurück. Für ihn ist dieser Mensch zuallererst Priester, Zeichen einer hinter ihm sich verbergenden, höheren Wirklichkeit. Er weiß, daß er in ihm etwas berührt, was mehr ist als Mensch, oder sagen wir besser: daß ihn Christus durch diesen Menschen hindurch berührt, daß sich hier ein Kontakt schließt, dessen anderes Ende der lebendige Gott selber ist.

Dominik Thalhammer

Der Priester, das wandelnde Sakrament Christi.

Aus der katholischen Welt

Vatikanstadt – Bilanz aus Kriegszerstörungen ziehen – Gebetsaufruf und Mahnung an die Staatsmänner – Neue Enzyklika Johannes XXIII. – Rosenkranzgebet für die Menschheit.

Die Verantwortlichen "für das Los der kleinen und großen Völker", ruft Papst Johannes XXIII. in einer neuen Enzyklika auf, sich mit tiefem Ernst den schweren Aufgaben der Gegenwart zu widmen und mit gutem Willen die Ursachen für die augenblicklichen Konflikte zu beseitigen. Die Staatsmänner sollten Bilanz ziehen aus den Zerstörungen der Kriege und ihre Hoffnungen nicht auf einen neuen Krieg setzen. Das Rundschreiben ist an die Bischöfe der ganzen Welt gerichtet und wurde am 29. September, im Vatikan veröffentlicht. Es beginnt mit den Worten "Grata Recordatio" und trägt das Datum vom 26. September 1959. Anlaß für die Enzyklika bildet der Monat Oktober, in dem die Gläubigen vom Papst zum intensiven Gebet des Rosenkranzes aufgerufen werden.

Die verantwortlichen Staatsmänner bittet Johannes XXIII., die bürgerliche und soziale Gesetzgebung den wirklichen Bedürfnissen der Menschen anzupassen, dabei aber nicht die göttlichen Gesetze zu vergessen, die Grundlage für das ganze zivilisierte Leben seien. Der Papst stellt fest, daß heute praktische Lebenshaltungen und Weltanschauungen verbreitet seien, die mit dem christlichen Glauben vollkommen unvereinbar sind. Er werde diese Unvereinbarkeit mit Ruhe, aber aller Kraft weiterhin herausstellen. Weil Gott die Menschen und Völker aber so geschaffen habe, daß sie gesunden könnten, vertraue er darauf, daß die von Laizismus und Materialismus verfärbten Gedanken und Handlungsweisen überwunden sowie entsprechende Methoden zur Heilung in der Lehre vom Schöpfergott und dessen Gesetzen gefunden werden. Gott allein sei nämlich der Hüter von Recht und Würde der menschlichen Person.

Schließlich weist Papst Johannes auf die Weltteile hin, wo die Völker besseren Zeiten zustrebten und ein Erwachen tief verwurzelter Kräfte festzustellen sei in der Hoffnung darauf, daß alle rechtlich Denkenden sich für das wahre Wohl der Menschen einsetzen.

In der Einleitung der Enzyklika erinnert der Papst daran, daß er im jetzt zu Ende gehenden ersten Jahr seines Pontifikates schon mehrfach den Klerus und die Gläubigen zum öffentlichen und privaten Gebet aufgefordert habe. Wenn er dies jetzt erneut in eindringlicher Form wiederhole, so aus mehreren Gründen. Im Oktober jähre sich zum erstenmal der Todestag Papst Pius XII. und der Tag seiner Wahl zum Papst. Dieser Übergang der Päpstlichen Gewalt beweise deutlich vor aller Welt die Kontinuität des Papsttums durch alle geschichtlichen Ereignisse der Menschheit. Der Bestätigung der übernatürlichen Prinzipien, die der Antrieb für jedes Wirken der katholischen Kirche darstelle, dienten auch die Aussendung junger Missionare am 11. Oktober im Petersdom und seine Teilnahme an der Hundertjahrfeier des Nordamerikanischen Kollegs in Rom am gleichen Tag.

Abschließend fordert der Papst die Gläubigen auf, sich zu einem "einzigen Herzen und einer einzigen Seele" zu vereinen und im Rosenkranzmonat Oktober für die geistigen Anliegen der Menschheit zur Gottesmutter inständig zu beten. Im Gegensatz zu einem Päpstlichen Rundschreiben, das als "Littera Enzyklika" an die gesamte Kirche gerichtet wird, wendet sich das neue Rundschreiben als "Epistula Enzyklika" an die Bischöfe der Welt.

Apostolat der Stille – "Opus Dei" zählt 18 000 Mitglieder in 30 Ländern – In Deutschland bereits in fünf Städten verbreitet.

Fünf Jahre nach Beginn seiner Arbeit in Deutschland wurde das in Spanien gegründete Säkularinstitut "Opus Dei" (Werk Gottes) zum ersten Male der Öffentlichkeit vorgestellt. Wie der Sprecher des Institutes, Dr. Gimenez, vor Journalisten in der Thomas Morus Akademie (Bensberg) berichtete, zählt die 1928 von dem Spanier José-Maria Escriva de Bakaguer gegründete Gesellschaft heute 18 000 Mitglieder in 30 Ländern. An der Spitze stehen in Rom der Gründer als Präsident und ein Generalrat.

Die Mitglieder der ersten Gruppe des "Opus Dei", das den vollen Namen "Priesterliche Gesellschaft vom Heiligen Kreuz und Opus Dei" trägt, sind ausschließlich Vollakademikar.. Sie gehen ihren Berufen als Ärzte, Ingenieure, Verleger und Dozenten nach, ohne in der Öffentlichkeit als Mitglieder des "Opus Dei" aufzutreten. Sie leben in kleinen Niederlassungen mit familienähnlichem Charakter, die von Laien geleitet werden. Die Mitglieder bereiten sich darauf vor, zusätzlich zu ihrem bereits abgeschlossenen akademischen Studium nach sechs Jahren Philosophie- und Theologiestudien an einer Päpstlichen Universität in Rom den theologischen Doktortitel zu erwerben und die Priesterweihe zu empfangen. 200 solcher Mitglieder gehören zur Zeit dem römischen Kolleg vom Heiligen Kreuz des Institutes an, in dem sie während ihrer Studien zusammengefaßt sind. Nach einer Vorbereitung von sechseinhalb Jahren können die Mitglieder die ewigen Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams ablegen. Jährlich empfangen zwischen 20 und 30 Angehörige des "Opus Dei" die Priesterweihe. Nach der Weihe kehren sie in der Regel in ihre bürgerlichen Berufe zurück und wirken in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik als Priester.

Für die zweite Gruppe innerhals der Gesellschaft, die sich in einen männlichen und einen weiblichen Zweig gliedert, gelten keine Bildungsbeschränkungen bei der Aufnahme. In dieser Gruppe verpflichten sich die Mitglieder nach langer Vorbereitung ebenfalls auf die drei evangelischen Räte, um mitten in der Welt ein Leben der Armut und Keuschheit und des Gehorsams zu führen. Da der bürgerliche Beruf als Mittel des Apostolats gilt, führen diese Angehörigen der Gesellschaft kein Gemeinschaftsleben, halten sich jedoch an strenge Regeln zur Förderung des geistlichen Lebens. Wie Dr. Gemenez erklärte, legen die Mitglieder keinen Wert darauf, bekannt zu werden, weil sie sich äußerlich nicht von anderen Laien unterscheiden und ganz in der Stille ein Leben des wirksamen Apostolats führen wollen. Dies sei auch im Interesse der Demut der jüngeren Mitglieder notwendig, weil der Gesellschaft in mehreren Ländern führende Männer aus der Regierung und den Oppositionsparteien sowie Unternehmer und Gewerkschaftsführer angehörten.

In Deutschland ist das "Opus Dei" bereits in fünf westdeutschen Städten verbreitet. In Köln und Bonn unterhält das Säkularinstitut Studentenheime und kleine Niederlassungen; ferner wirken "Opus Dei"-Angehörige in Freiburg, Aachen und Düsseldorf. Dr. Gemenez unterstrich, daß die Leitung der Gesellschaft keinen Einfluß auf die beruflichen Entscheidungen ihrer Mitglieder in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik nimmt, sondern sich entschieden auf eine geistliche Ordnung beschränke. Die grunlegende Einheit der Christen solle innerhalb der Verschiedenheit, der wissenschaftlichen Schulen und politischen Richtungen gefördert werden.

Der Lottokoenig

Von Ferdinand Schönwälder

In der Einwohnerkartei der Gemeinde war der Himmlerhiasl eingetragen als Matthias Wegener, 57 Jahre alt, ledig, Gelegenheitsarbeiter. Die meiste Zeit seines Lebens hatte er als Knecht auf dem Bauernhofe seines Bruders geschafft, aber als der Himmlerbauer vor kurzem wieder heiratete, da zog der Hias ins Dorf. Die neue Schwägerin taugte ihm nicht und er konnte ihr nichts recht machen.

Um Arbeit braucht man heutzutage auf dem Lande nicht bange zu sein, und so war denn der Himmlerhias ringsum auf den Bauernhöfen ein gefragter Mann. Aber er verdingte sich nirgends als Knecht, sondern arbeitete da und dort, wie es ihm eben beliebte.

Der Himmlerhias war also ein sehr begehrter Mann im Dorfe. Wenn die großen Bauern am Stammtisch debattierten, da galt die Meinung des Himmlerhias so viel wie nichts. Was konnte schon so ein alter Bauernknecht, der es nicht einmal zu einem kleinen Anwesen gebracht hatte, schon vom Laufe der Welt verstehen! Auch in der Dorfgemeinschaft hat jeder seinen festen Platz, und die erfolgreichen gelten mehr als die Pechvögel, die Außenseiter des Lebens. Wie überall auf der Welt. Dabei hätte doch der Himmlerhiasl alles haben können, was ein Bauernherz begehrt! Aber einmal, vor dreißig Jahren mochte es gewesen sein, da starb unerwartet seine Braut, eine reiche Bauerstochter, kurz vor der Hochzeit. Und obwohl er nachher noch einige Möglichkeiten zum Einheiraten hatte, blieb der Himmlerhias ledig, ein romantischer Bauernknecht, der seinem toten Liebchen die Treue hielt. Über solche Romantik konnte man nur lachen.

Und so kam es, daß die großen Bauern, wenn ihre Buben einmal etwas verkehrt machten, zu sagen pflegten: wennst so weiter machst, wirst einmal im Leben so weit kommen, wie der Himmlerhias, obwohl doch keiner sagen konnte, daß der Himmlerhias irgendwie heruntergekommen aussah. Im Gegenteil! Er war immer sauber angezogen, hatte immer Geld in der Tasche und war seit zwei Jahren sogar Herr einer eigenen Wohnung. Sie befand sich auf dem Friedhof als Anbau zu dem neuen Leichenhaus. Dafür übernahm der Hias die Totengräberei und auf Wunsch auch die Pflege der Gräber. Sehr viel zu tun gab es da nicht, und so übernahm der Himmlerhias für Essen und Lohn auch Gelegenheitsarbeiten in den umliegenden Bauernhöfen.

Dieser Himmlerhias nun, dieser Stille im Land, war nun über Nacht zum Lottokönig geworden. Daß doch das Glück immer die Unrechten aufsuchte! Weiß der Himmel, wozu brauchte denn der Himmlerhias eine halbe Million D-Mark? Jedermann im Dorf war überzeugt, daß er das Geld dringender brauchen und klüger anlegen und ausgeben würde als dieser Himmlerhias, der Depp. Aber immerhin war der Himmlerhias nun König, und mit einem König mußte man sich gut stehen.

Aber warum hatte sich jetzt, zwei Wochen nach Bekanntwerden des großen Glückes, im Leben des Himmlerhias noch nichts geändert? Er wohnte nach wie vor in seiner Wohnung am neuen Friedhof und ging nach wie vor, einige Tage ausgenommen, seiner Arbeit nach. Dabei ward nichts unterlassen, um dem Erfolgreichen seine neue Stellung klarzumachen! Die Ortsvereine hatten sich zusammengeschlossen und ihrem Lottokönig ein Ständchen unter der Dorflinde dargebracht. Vier große und sieben kleine Reden wurden an den Lottokönig gerichtet, der sich alles anhörte. Bei Fakelschein und unter dem Tusch und Blasmusik wurden dem Lottokönig Ehrenmitgliedsurkunden sämtlicher Vereine überreicht. Sogar der vornehme "Rauch- und Sterbeverein" hatte den Himmlerhias in seine Reihen aufgenommen. Der Lottokönig hatte sich die Reden, Gedichte, Gesänge und Musikstücke angehört, sich vielmals für die Ehrung bedankt und den Teilnehmern der Feier ein Freibier und Weißwürste spendiert. Er selbst war wieder heimgegangen, weil er morgen ganz frisch und ausgeschlafen bei der Arbeit sein wollte, wie er zu seiner Entschuldigung sagte.

Und dann wurde es wieder still um den Lottokönig. Aber das war nur nach außenhin so. Jedermann im Dorfe beobachtete jeden Schritt und merkte sich jedes Wort des Himmlerhias. Der Briefträger wußte zu erzählen, daß er jeden Tag einen Pack Briefe im Holzschuppen des Friedhofs abzuliefern hatte. Der Lottokönig hatte ersucht, die Briefe in den Waschkorb zu tun. "Wenn ich einmal krank bin oder nichts zu tun hab, dann mach ich mich ans Lesen", hatte der Himmlerhias dem Briefträger gesagt.

Was machte der Mann nur mit dem vielen Geld? Im Dorf wurde man unruhig. Das mußte doch herauszukriegen sein! Und der Himmlerhias bekam auf einmal sehr viele Besuche. Noch nie waren auf dem neuen Friedhof so viele Menschen an den Gräbern zu sehen gewesen, wie jetzt. Man betete mehr als je zuvor für die Armen Seelen. Und nebenbei besuchte man selbstverständlich den "lieben, alten Himmlerhias."

Auch die neue Schwägerin vom Himmlerhof war unter den Besuchern. Sie redete hochdeutsch vor lauter Feierlichkeit. Der Hias müsse unbedingt wieder heimkommen. Alles sehne sich nach ihm, selbst die Viecher, die doch sonst keinen Verstand haben! Seine Kammer wäre neu geweißelt und mit einem Ofen ausgestattet worden. Wenn er wolle. könnte man auch fließendes Wasser einrichten lassen! Der Himmlerhias freute sich über den Besuch und versprach, sich das alles durch den Kopf gehen zu lassen. "Wart noch ein Zeitl, Schwägerin, und wennst mich dann noch einmal einladst, dann komm ich." Ja, er könne kommen, Tag und Nacht.

Einmal hieß es im Dorfe, der Himmler habe überhaupt keinen Pfennig Geld. Jemand hatte nämlich gesehen, wie er in der Raiffeisenkasse Geld auf sein Sparbuch eingezahlt hatte. Wozu braucht ein Lottokönig ein paar windige Mark auf sein Sparbuch

einzuzahlen? Aber diese Parole hielt sich nicht lange, denn der Himmlerhias ließ der alten Sägmüllerin ihre windschiefe Hütte ausbauen, daß sie aussah wie eine Villa. Also hatte er doch Geld, und es mußte etwas unternommen werden, dieses Geld für das Wohl der Gemeinschaft nützlich anzulegen.

Und es wurde etwas getan. Eine Arbeitsgemeinschaft entstand, wie aus dem Boden gestampft. "Arbeitsgemeinschaft zur Hebung des Fremdenverkehrs." In vielen Stunden heftiger Diskussionen hatten die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft folgende Vorschläge ausgearbeitet: Erbauung eines Kinos, eines Schwimmbades mit den dazugehörigen Tennis- und Sportplätzen, Kredit für die drei Wirte zur Modernisierung ihrer Betriebe und städtische Art und eventuell Gründung einer kleinen Spielbank. Die "Spielbank des kleine Mannes" sollte sie heißen und dem Dorfe einen bisher nie erlebten Wohlstand vermitteln. Und woher sollte das Geld für alle diese Einrichtungen kommen? Na, klar, vom Lottokönig.

Und die "Arbeitsgemeinschaft zur Hebung des Fremdenverkehrs" berief eine Festsitzung ein, zu der auch feierlichst der Lottokönig eingeladen wurde.

Es war wirklich eine festliche Veranstaltung. Die Kapelle spielte einige Märsche, der gemischte Chor sang einige Volkslieder, und dann sprach der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft. Er hob hervor, daß nur in gemeinschaftlicher Arbeit etwas Großes entstehen könne! Wenn alle für einen und einer für alle einstehen würden, ja dann werde Wohlstand und Reichtum in das Dorf einziehen, und damit Glück und Zufriedenheit. Und er sei sicher, daß der Himmlerhias, ein Kind des Dorfes, — dem Redner wurden die Augen feucht — zu diesem einmaligen Aufschwung des Dorfes sein Scherflein — der Redner lächelte — beisteuern würde.

Jetzt war der Himmlerhias dran. Er wollte zwar um nichts auf der Welt ans Rednerpult treten, aber man zerrte ihn direkt auf die Bühne. Und nun sollte er eine Ansprache halten."Ich finde eure Vorschläge sehr schön, und ihr habt bestimmt recht, wenn ihr das alles machen wollt, denn ihr seid kluge Männer, aber ich kann euch kein Geld geben."

Eine furchtbare Pause enstand, Totenstille herrschte im Saal. "Ich hab ja kein Geld mehr, denn ich habe alles für den Bau eines Kinderheimes hergegeben und nächste Woche wird die Caritas mit dem Bau anfangen." Wieder Stille. Wie entschuldigend setzte er hinzu, als er alle schiefen Blicke auf sich gerichtet sah: ich denk mir, daß durch die Kinder, die da kommen werden, der Fremdenverkehr auch gehoben wird."

Lähmende Stille! Der Himmlerhias geht langsam die Bühne hinunter, und keiner hilft ihm die Stufen herabsteigen. Er geht langsam durch die dichtgedrängte, schweigende Menge dem Ausgang zu.

"Der spinnt ja", schreit dann eine Stimme kreischend auf. Und ein Geschrei und ein Schimpfen erhob sich und dauerte lange, lange!

Aber der Himmlerhias hörte nichts mehr. Er war schon längst daheim und schlief dem nächsten Tag entgegen. –

ADVENT

In Fernen schaue ich aus.
Siehe, die Macht Gottes naht!
Wolken breiten sich über die ganze Erde.
Gehet hinaus,
Gehet ihm entgegen und sprechet:
Sage uns, bist Du es,
der herrschen soll über Israel?
O ihr Erdgeborenen alle, ihr Menschensöhne,
Ihr Reichen und Armen allesamt,
Gehet hinaus
Gehet ihm entgegen und sprecht:
Du Lenker Israels
Komm!
Der Josef führt wie ein Hirt seine Herde,
O sage uns, bist Du es?
Schlagt eure Flügel auseinander,
ihr ragenden Pforten,
Hebet euch, ewige Tore,
Dass der König der Herrlichkeit einziehe,
Der herrschen soll im Volke Israel!
Herr, wir lassen nicht von Dir,
Du musst uns Leben geben.
Und Deinen Namen wollen wir anrufen.
Zeige uns Dein Angesicht
Und wir sind heil.
Gedenke unser, Herr,
gedenke in Gnaden Deines Volkes.
Suche uns heim in heilendem Willen.
Zeige uns Dein Angesicht
Und wir sind heil.

Romano Guardinis Heilige Zeit

Nation und Staat

Das Zeitalter des Nationalstaates ist vorüber

Man muß es der *Ackermann-gemeinde* zugestehen, daß sie den Mut hat — wie ihr Vorsitzender *Hans Schütz* MdB bei der *10. Jahrestagung in Freiburg* sagte — "heiße Eisen anzupacken." Es gibt so manche Frage, die unabgesprochen von allen verschwiegen wird, obwohl es gerade die ungelösten Probleme sind, die die Atmosphäre vergiften. *"Volk — Nation — Staat"* war das Thema der Jahrestagung. Es galt, das Verhältnis von Nation und Staat neu zu überprüfen, nachdem ein *überspitzter Nationalismus* unsagbares Unheil über Europa gebracht hat. Die Ackermanngemeinde erwies ihren Mut weiterhin dadurch, daß sie den Chef des ehemaligen österreichischen Kaiserhauses *Otto von Habsburg* als Referenten eingeladen hatte. Sie brauchte den Vorwurf der Restauration nicht zu fürchten, denn der Redner verstand es ausgezeichnet, aus der Geschichte die *Wege in die Zukunft* zu weisen.

Das *Zeitalter des Nationalismus* ist vorüber. Auch seine verspäteten Nachklänge in den unterentwickelten Ländern können nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier ein Prinzip zu Tode geritten worden ist, das einmal den Geist der Neuzeit geformt hat. Seit der Französischen Revolution hat das *Ideal des Nationalstaates* das politische Leben bestimmt. In der Nation sollte der Geist des Volkes sich darstellen und den Staat zum Werkzeug des allgemeinen Volkswillens machen. Die Throne waren gestürzt — nun sollte das souveräne Volk in dem Nationalstaat sich selber regieren. Aber ein Schönheitsfehler blieb: In allen europäischen Staaten blieben größere oder kleinere *Minderheiten andersnationaler Volksgruppen,* die nicht in das Konzept des Nationalstaates paßten. Man gewährte ihnen gewisse Minoritätenrechte und versuchte auch, deren Einhaltung international zu garantieren — trotzdem blieben ihre Angehörigen Bürger minderen Rechtes, denen das Staatsvolk mit Mißtrauen begegnete, da man in ihnen potentielle Staatsverräter sah. An diesen Problemen entzündeten sich zwei europäische Bürgerkriege, die sich zu Weltkriegen ausweiteten, bis Hitler mit der *Umsiedlung und Ausmerzung* fremdnationaler Volks- und Rassengruppen die Generallösung des Problems versuchte. Das Echo war die *Heimatvertreibung* der ostdeutschen Stämme. Sind aber nun die Fragen wirklich gelößt? Wenn die Gegenwart auch keine Volkstumskämpfe größeren Ausmaßes kennt, so schwelen doch die Zündstoffe weiter. Es ist daher nicht verwunderlich, daß gerade die Menschen nach neuen Lösungen ausschauen, die durch den *Wahn des Nationalismus* Heimat und Vermögen verloren haben. Wir alle aber sitzen auf den Trümmern der ehemaligen Nationalstaaten und wissen noch nicht, wie das neue Haus ausschauen soll, das wir aus ihnen erbauen müssen.

Das *Minderheitenproblem,* das zwar in erster Linie die osteuropäischen Staaten erschüttert hat, aber auch in Westeuropa noch keine Lösung fand, ist aber nur ein Teil eines weit umfangreicheren Fragenkomplexes. Es ist ein Beweis dafür, daß Volk, Nation und Staat keine identischen Größen sind. Die alte *Donaumonarchie* war ein Symbol für eine völkervereinende Kraft, die über alle völkischen Unterschiede und Gegensätze die Menschen auf einem gemeinsamen Territorium zu einer staatlichen Gemeinschaft verband. Hier war noch ein Nachklingen der alten *christlichen Reichsidee,* die die Nationen Europas im Glauben zu einer Einheit fügte, in der die Völker nicht ausgelöscht wurden, sondern gleichen Rechtes friedlich und brüderlich miteinander leben konnten. Es war das Werk der *Mutter Kirche,* die ihre Kinder in einer Völkerfamilie um sich scharte. Das Zeitalter des Nationalismus hat diese Bruderschaft der Völker zerstört. Heute suchen wir neue Inhalte der Staatsgemeinschaft, um eine integrierende Kraft zu finden, die die Trümmer des alten Europa wieder zusammenbindet. Weder die dynastische Tradition noch die nationalen Ideale, auch nicht die christliche Glaubenseinheit sind mehr als verbindendes Element wirksam, da sie schuldhaft verwirkt und zerstört wurden. Wo aber sind die Werte, die von allen über die Unterschiede der Sprachen, der Völker und Glaubensbekenntnisse anerkannt werden?

Es ist nicht leicht, anf diese Frage eine Antwort zu finden. Manche mögen der Meinung sein, die *materiellen Bedürfnisse* der Menschheit und die sie befriedigende *Wirtschaft* könnten neue staatliche Einheiten bilden. So sehr wirtschaftliche Interessen heute übernationale Großräume verlangen, so kann dies allein nicht genügen, denn die Erfahrung zeigt, daß diese Interessen auch einander widerstreiten. Kapitalistische oder kommunistische Wirtschaftseinheiten bringen keine Lösung menschlicher Probleme, die nicht rein materieller Natur sind. Aber Europa besitzt noch eine große Idee, die ihre Kraft nicht verbraucht hat: Der Gedanke der *Souveränität des Rechtes.* Wenn wir uns besinnen auf die Urrechte des Menschen, die in der unvergänglichen menschlichen Natur begründet sind, können wir Unrecht und Gewalt eine mächtige Gegenkraft gegenübersetzen, die den Ungeist der totalitären Systeme überwindet. Unter dem Schutze des Rechtes, das von der Staatsmacht gesichert wird, können alle leben — einerlei, welche Sprache sie sprechen, welche Abstammung sie haben und welchen Glauben sie bekennen. Zugleich ist der *Rechtsstaat* ein *Kind des Christentums,* denn der christliche Glaube zeigt uns nicht nur die Grundlagen des staatlichen Rechtes im *Naturrecht,* sondern er offenbart uns die Quelle jedes irdischen Rechtes im *göttlichen Recht,* dessen Garant Gott selber ist. – Kp.

Nur Rueckblick?

Der heutigen Menschheit Hoffen ist — die Angst. Eine schaurige Tatsache! Möge immer nur noch mehr Angst vor einem neuen, nun aber wirklich modernen Krieg kommen, die Angst davor wird die Menschen von Kriegserklärungen abhalten! So ist die Sache schon richtig gedacht, meinen wir. Inzwischen erneut der gläubige Christ seine Hoffnung auf Christus. Er ist der Retter, zu dem wir im heiligen Advent beten.

Vor zwanzig Jahren brach der zweite Weltkrieg aus. Vor zwanzig Jahren hub jene gigantische Katastrophe an, deren Trümmer jetzt noch und voraussichtlich noch auf sehr lange Zeit den Frieden in der Welt blockieren und Wunden in den Herzen offenhalten. Was wäre damit gewonnen, wenn wir uns die Ereignisse von damals noch einmal vor Augen führten und über der Erinnerung die Folgen vernachlässigten? Nichts, ein Rückblick ohne Ausblick ist sinnlos. Natürlich muß man wissen, wie damals die Völker in den Krieg geschlittert sind, wie rasende Großmannssucht den Machthimmel stürmen wollte und dann in den tiefsten Abgrund gestürzt worden ist. Man muß es wissen, um sehend zu werden, um eine Wiederholung solchen Hochmuts zu vermeiden. Man muß es wissen, um endlich auch die letzte Romantik abzustreifen, die für gewisse Geister immer noch den Krieg umwittert, jene Romantik, die niemals begründet war, aber immer wieder zärtlich aufgepäppelt wurde. Zwei Jahrzehnte nur hat es gedauert vom Schluß des ersten bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges. Zwei Jahrzehnte sind nun seit dem Ausbruch dieses letzten Völkermordens herum. Und wieder spricht die Welt von Krieg, wieder steht am Ende aller Überlegungen jenes Gespenst, das damals Wirklichkeit geworden ist. Nur daß es heute weit wahrhaftiger als ein grauenhaftes Gespenst erscheint und seine purpurnen Umhüllungen, die mit Ruhm und Heldentum bestickt waren, abgeworfen hat. Die Scheußlichkeit eines Krieges steht heute unverhüllter vor aller Augen. Das Gespenst verheißt nicht mehr dem einen Ruhm, sondern droht allen gemeinsam mit Untergang. Die Waffentechnik hat sich überschlagen und die Abwehr überrundet. Aus diesem Zustand quillt die allgemeine Angst, und es ist sogar so, daß diese Angst zur einzigen Sicherheit geworden ist, die noch besteht — zur einzigen Sicherheit im Raum der Politik und der Macht. Und so hofft die Menschheit auf die Angst — ein grauenhafter Vorgang. Sollte sie sich nicht angesichts ihrer gemeinsamen Bedrohung auf das besinnen, was ihr wirklich heilsam ist, auf die Anwendung der Menschlichkeit, auf die Prinzipien echter Moral, auf jene Kräfte, die Frieden schaffen von unten herauf und von oben herunter. Das drohende Schwert der Vernichtung über dem Haupte sollte doch Veranlassung genug sein, zu erkennen, daß die Menschheit mit dem Weg der Macht einen Irrweg eingeschlagen hat und im Begriffe steht, sich selbst zu vernichten. Was ist das für eine Weltanschauung, der nur noch die Angst übrigbleibt, die Angst als letzter Pfeiler, der sie trägt! Was ist das für eine Menschheit, die sich in Fiebern schüttelt zwischen heißen und kalten Kriegen! Hat sie ganz der Kraft und der Lehre vergessen, die ihr Schöpfer gegeben hat? Glaubt sie im Ernst nicht daran, daß ein Leben nach dieser Lehre auch die irdische Welt in den erträglichsten Zustand versetzt, der auf ihr möglich ist? Hat sie ihre Erlösung nicht begriffen? Häufig genug scheint es so, wenn man den offiziellen Gang der Politik und der aus ihr fließenden Geschichte verfolgt. Diesen Pessimismus aber zu widerlegen, dazu sind die Christen da. IK

Die vier Adventssonntage

**Vier goldene Stufen stiegen wir
hinauf durch den Advent,
nun sind wir vor der hohen Tür,
dahinter's Licht erbrennt.**

**Vier Engel standen auf der Wacht,
die Hörner schon am Mund,
und als ein Stern durchdrang die Nacht,
erscholl der dunkle Grund.**

**Der erste blies: Ihr, die verlorn —!
der zweite blies: Herbei!
der dritt' blies selig in sein Horn,
da klang es wie Schalmei.**

**Vier Engel standen auf der Wacht,
vier Hörner bliesen sie.
Das letzte hat uns stumm gemacht
und warf uns auf die Knie.**

F. J. Weinrich

Jeder Tag ist Altentag

Zum Nachdenken — zum alten Jahr

Von Stephan Petzold

Über das Altern und das Alter werden heutzutage ganze Bücher geschrieben, ja, es entwickelt sich sogar eine Wissenschaft dieses Themas, die Gerontologie. Wer zählt die Artikel und Vorträge, die über Sinn und Würde des Alters, die Ehrerbietung vor dem Alter, den ihm zukommenden Platz im gesellschaftlichen Ganzen usw. handeln? Es ist eine alte Sache: Woran es einer Zeit am meisten mangelt, davon ist in eben dieser Zeit in Wort und Schrift am meisten die Rede.

Vielerorts ist es auch üblich geworden, in der Pfarrei einen "Ehrentag der Alten" zu begehen. Kein Zweifel: Am besten wäre es, wenn ein besonderer "Altentag" ganz überflüssig wäre. Aber wer möchte das behaupten inmitten unserer so sehr dem Leistungsprinzip huldigenden Industriegesellschaft, von der es in einem Bericht Hermann Seyboths über eine in der Evangelischen Akademie Herrenalb abgehaltenen Tagung des Themas "Das Alter" heißt: "Der Mensch wird wie ein Auto betrachtet, bei dem das Enstehungsjahr über den Wert entscheidet. Deshalb läuft schon das böse Wort um, die Alten seien der Schrott der Gesellschaft." "In dieser Welt der Augenblickhaftigkeit und Zusammenhanglosigkeit" so schreibt Max Picard von unserem technischen Zeitalter, "bedeutet der alte Mensch, dessen Wesen auf einer der Dauer der Zeit gemachten Erfahrung gegründet ist und in dem überhaupt die Dauer und der Zusammenhang der Zeit sichtbar wird — der alte Mensch bedeutet nichts. Der alte Mensch gilt hier als Mensch am Ende . . . Man sieht das Leben nicht als Ganzes, von dem Anfang, Mitte und Ende nur Teile sind, man sieht vom Alten nur das Endhafte, Abgebrauchte, das Erledigte, den Abfall, den man wegwerfen muß."

Das Alter gilt, wie Joachim Bodamer, der Arzt, es formuliert hat, nicht mehr als Aufstieg, sondern als Abstieg, und eben das bedeutet seine Abwertung in der Gesellschaft und seine Sinnenentleerung, Verödung im Leben des einzelnen. "Früher wollten die Jungen möglichst alt aussehen, weil das Alter noch seinen Rang hatte, heute ist Jungwirken schon an sich ein solcher Vorzug, gesellschaftlich und beruflich, daß bald niemand mehr sich dem Zwang zum Jungsein zu entziehen wagt." "Aber", so fragt Bodamer, "ist nicht auch eine Entscheidung für das Alter möglich, seine bewußte Bejahung, ja müßten wir nicht versuchen, das Alter und seine Bedeutung für uns, seinen Sinn ganz neu zu verstehen, so daß es auch in unserer Zeit wieder die Krönung des Lebens, der letzte Aufstieg, nicht ein Abstieg ist? Ein Aufstieg, der uns . . . eine Würde zurückgibt, die wir verloren hatten. Und wenn es diese Bejahung des Alters als der höchsten Wertstufe des Lebens gibt, wie muß sie aussehen?"

"Das Alter", so antwortet Bodamer als Christ, "sei nicht Abschied vom Leben oder resignierender Rückblick, sondern Vorstufe auf die überirdische Möglichkeit", von der wir im Glauben wissen. "Daher wird das Alter, wenn es wie heute den Tod verdrängen will und von ihm wegschaut, sinnleer und eine Karikatur seiner selbst, nicht zuletzt, weil es dann auch seine menschliche Aufgabe, nämlich, der nächsten, der nachfolgenden Generation das Sterben vorzuleben, versäumt . . . Die Bejahung des Alters, als die Entscheidung gegen ihre zeitgenössische Negation, verlangt, daß wir in ihm die Zeit der Fülle sehen, so wie der Herbst die Jahreszeit der Ernte ist. Wir bekommen — und dies ist die Situation — diese Fülle nicht geschenkt, sie fällt uns als Lebensreife nicht einfach zu. Schon auf der Höhe des Lebens sollten wir, wenigstens gedanklich, planend und seelisch sammelnd, vorbereiten, was in der Landschaft des Alters noch wachsen soll" (Joachim Bodamer in "Christ und Welt" vom 24. 7. 1958).

So besteht der Sinn des "Ehrentages der Alten" nicht nur darin, den alten Leuten an einem einzelnen Tag die schuldige Ehre zu erweisen und ihnen Freude zu bereiten, sondern dazu beizutragen, daß das Alter wieder in seiner ganzen gottgesegneten Würde und in seiner menschlichen wie christlichen Bedeutung im Leben des einzelnen, der Familie, der Gemeinde, des Volkes gesehen und bejaht wird — von jung und alt. Dieser besondere Tag könnte seinen Sinn nicht besser erfüllen als dadurch, daß er sich selber überflüssig macht, nämlich indem er dazu hilft, daß die Alten im Leben der Familie und Gesellschaft den Platz wieder einnehmen, der ihnen nach den tragenden Lebensgesetzen zukommt. Wo es christlich mit rechten Dingen zugeht, da ist, der Haltung nach, alle Tage Ehrentag der Alten. Denn alle Tage ist man gehalten, Gottes Gebote zu erfüllen. Das vierte der zehn fundamentalen, die ganze Menschheit von Anbeginn bis Ende der Welt bei Strafe des Verderbens verpflichtenden Gottesgebote aber lautet bekanntlich: "Du sollst Vater und Mutter ehren. . ."

Haben wir es uns nicht zu sehr angewöhnt, dieses Grundgebot gottgefälligen und gottgesegneten Lebens vor allem oder gar fast ausschließlich auf das Kindheitsalter zu beziehen? Aber käme es nicht gerade dann darauf an, Vater und Mutter in dienender Liebe zu ehren, wenn sie alt und schwach geworden sind und man selbst in der Vollkraft der Jahre steht? Aber wie übel ist es da heute vielfach bestellt! Wenn wir es zum Beispiel einrichten können, und sei es auch nur unter mancherlei Opfern, die alten, einsam gewordenen Eltern in der Familie, in

Menschwerdung

Von Peter Wust

Von dem griechischen Menander stammt das Wort, dem ich nie tief genug nachsinnen kann: "Wie schön ist doch der Mensch, wenn er ganz Mensch ist!" In diesem Wort liegt eine Vorahnung dessen, was später im christlichen Credo der kurze Satz umschließen sollte: "Et homo factus est." Wenn ich früher als Kind bei dieser Stelle des "Credo" in der Kirche niederknien mußte, dann empfand ich bloß die feierliche Stille der betenden und singenden Gemeinde, die nun so gleichsam für einen kurzen Augenblick den Atem anhielt. Erst viel, viel später ist mir aufgegangen, warum der Augenblick dieses "Et homo factus est" so ganz besonders feierlich ist.

Menschwerdung — das ist schon für einen einzelnen von uns eine Sache, bei der man uralt werden kann, ohne damit fertig zu werden. Es bedarf der ganzen Menschheitsgeschichte, um dieses eine große Thema nach allen seinen Motiven und Folgen zu variieren, und doch wird dann jede abgelaufene Epoche der nachfolgenden, der sie dieses Urthema weitergibt, sagen müssen: "Versuche du es noch einmal, weil es mir nicht gelungen ist, über ein kleines, stümperhaftes Präludium bei diesem Thema hinauszukommen!"

In der Tat, die Weltgeschichte ist das ewige Menschwerdungsthema. Aber die Menschheit allein kann es nicht lösen; sie kann es nie zu Ende komponieren, so tief ist es, dieses Urthema der Menschwerdung. Wer das nun aber einmal ganz erkannt hat, der erst wird verstehen, was in jenem Augenblick der Weltgeschichte geschehen ist, als auf Bethlehems Fluren den armen Hirten himmlische Lichtgestalten erschienen, die jene unbegreifliche Frohbotschaft verkündeten, Gott selbst habe das Menschwerdungsthema vollendet. Vollendet! Nur einer konnte es: der Urvollendete. Und deshalb war denn auch jene Nacht so selig, als das himmlische Licht herniederstrahlte und als die Engelstimmen erklangen: "Gloria in excelsis Deo, et in terra pax hominibus.' Endlich war es erreicht: von oben her vollendete sich, was seinem tiefsten metaphysischen Sinne nach von unten her nicht vollendet werden konnte.

Menschwerdung, ewige Menschwerdung! Es ist ein Thema, für das ich alle meine Lebensjahre bis jetzt geopfert habe. Zuerst versuchte ich es mit der grenzenlosen Wißbegier, und dann stürzte ich aus der Nacht des anfänglichen Kinderglaubens in die so ganz andere Nacht des Zweifels. Ich wurde Philosoph, um Mensch zu werden. Aber eines Tages entdeckte ich dann, daß man erst Mensch werden müsse, um überhaupt Philosoph werden zu können. Welch ein unseliger Zirkel also! Wie aber wird man Mensch? Nicht anders, so will es mir heute scheinen, gar nicht anders, als auf dem Wege, auf dem es Gott geworden ist. Mit dem Leiden und dem geduldigen Bewußtsein, wie groß es ist, überhaupt leiden zu dürfen. Und was folgt dann? Nun, dann folgt der vollkommene Bruch mit dem bloßen Stolz des Wissens und der unfrommen Wissensarroganz. Dann folgt jenes ganz andere, mit dem die kleinen Menschen, die "kleinen" in den Augen der Welt, zu beginnen pflegen. Nach einem langen Umweg entdeckt man dann, wie wahr es ist, was Thomas von Kempen einmal gesagt hat: "Besser sei es, Reue zu haben, als metaphysisch das Wesen der Reue zu ergrübeln." Und dann? Ja, dann kommt schließlich das Händefalten an die erste Stelle, und alles bloße Spekulieren rückt an die zweite Stelle.

Und auf einmal bemerkt man dann, wie man nun wieder, nachdem man den weiten Umweg über alle Weisheit der Welt vollendet hat, wie man dann wieder in der Kirche beim christlichen "Credo" niederkniet, wenn die silberhellen Stimmchen so gar rein und leise jenes Urmotiv der ewigen Menschwerdung erklingen lassen: "Et homo factus est. Et homo factus est. Et homo, homo, homo factus est." Aber wie ganz anders muß man nun niederknien! Und wie dramatisch wird nun sogar diese Stille, die sonst bloß so kindlich-anheimelnd und so heiter-festlich gewesen war. Nun ist alles verwandelt, ja, alles ist so unendlich verwandelt. Denn nun hat diese "Stille" erst ihren ganz tiefen Inhalt bekommen, und man weiß jetzt: es bedurfte dieses langen Umweges, um zwar nicht Meister, aber doch wenigstens ernstlicher Schüler jenes ewigen Urthemas der Menschwerdung zu werden. –

---

unserem Heim zu haben oder im Krankheitsfall zu Hause zu behalten, und wenn wir sie dennoch irgendwo allein sitzen lassen oder ins Altersheim und Krankenhaus abschieben, erweisen wir ihnen dann die Ehre, die ihnen zu erweisen Gott gebietet? Wohl kaum. Selbst wenn wir sie am Ehrentag der Alten mit ehrenden Worten und Geschenken überhäufen. Das wäre weiß Gott nicht der Sinn dieses Tages, daß wir uns seiner bedienten, um uns über die elementaren alltäglichen Pflichten hinwegzutäuschen. Ganz im Gegenteil, er soll nicht zuletzt auch ein Anruf sein, uns auf diese Pflichten zu besinnen. Man mag eine ganze Wissenschaft in den Fragen des Alterns entwickeln, ganze Bibliotheken über dieses Thema schreiben, Vorträge über Vorträge halten, allerorten Altentage halten, von Staats wegen Gesetz nach Gesetz erlassen, was hilfe es alles, wenn es nicht vom Fundament, von der Familie, her besser wird mit der Haltung gegenüber den alten Leuten? Und von der Familie her kann es nicht besser werden damit, wenn nicht in den Herzen wieder der Sinn und die Würde des Alters und die Ehrfurcht vor dem Alter lebendig werden, wie Gott selbst sie uns gelehrt hat und von allen Kanzeln der Kirche uns immer wieder von neuem lehren läßt. –



Bernadette

DIE BEGNADETE VON LOURDES

Wie ich, J. B. Estrade, sie erlebt habe.

Abdruck erfolgt mit Genehmigung der Kreuzring-Bücherei

Johann Josef Zimmer Verlag, Trier.

Schluß

3. Ob die Erscheinung Bitten an das Kind gerichtet und Meinungen zum Ausdruck gebracht hat. Ob es beauftragt worden ist, diese weiterzumelden. An wen? Und welches diese Bitten oder Meinungen gewesen sind, die sie kundgetan hat.

4. Ob die Quelle, die heute fließt, schon vorhanden war, bevor Bernadette Soubirous ihre angeblichen Erscheinungen hatte.

Artikel 2: Die Kommission wird uns die festgestellten Tatsachen auf solider Grundlage zuleiten.

Artikel 3: Die hochwürdigen Herren Dechanten der Diözese werden vor allem die Korrespondenten der Kommission sein. Wir bitten, ihr mitzuteilen: 1.) Die Tatsachen, die sich innerhalb ihres Dekanates ereignet haben. 2.) Die Namen der Personen, die diese Tatsachen bezeugen können. 3.) Personen, die durch ihr Fachwissen die Kommission aufzuklären in der Lage sind. 4.) Die Ärzte, die die Kranken vor ihrer Heilung behandelt haben.

Artikel 4: Sobald die Kommission diese Angaben erhalten hat, kann sie zur Untersuchung schreiten. Die Zeugen sind unter Eid zu vernehmen. Wenn lie Untersuchungen an Ort und Stelle stattfinden, müssen mindestens zwei Mitglieder der Kommission anwesend sein.

Artikel 5: Wir empfehlen der Kommission eindringlich, daß sie zu ihren Sitzungen immer wieder Männer ihnzuzieht, die in der Medizin, Physik, Chemie, Geologie usw. bewandert sind, damit sie auftretende Zweifel lösen können, aber auch um deren Ansichten zu hören. Die Kommission darf nichts außer acht lassen, was Licht in diese Dinge bringen kann, um die Wahrheit, wie immer diese auch sei, zu ergründen.

Artikel 6: Die Kommission setzt sich zusammen aus den Mitgliedern des Kapitels unserer Kathedrale, den Superioren des Großen und des Kleinen Seminars, den Superioren der Missionare unserer Diözese, dem Pfarrer von Lourdes und den Professoren der Dogmatik, Moral und Physik unseres Priesterseminars. Der Chemieprofessor unseres Kleinen Seminars ist immer wieder zu hören.

Artikel 7: Der Kanonikus und Erzpriester Nogaro ist Präsident dieser Kommission. Die Kanoniker Tariès und Loulé werden zu Vizepräsidenten ernannt. Die Kommission wählt einen Sekretär und zwei Vizesekretäre aus ihrer Mitte.

Artikel 8: Die Kommission beginnt unverzüglich mit ihren Arbeiten und kommt so oft zusammen, wie sie das für nötig erachtet.

Gegeben zu Tarbes, in unserem bischöflichen Palais, von uns unterzeichnet, mit unserem Siegel ersehen und gegengezeichnet von unserem Sekretär, am 28, Juli 1858.

Gez.: Bertrand Severius,
Bischof von Tarbes.
Auftraggemäß:
Fourcade, Kanonikus, Sekretär."

Am 18. Januar 1862

erschien der Hirtenbrief des Bischofs Laurence von Tarbes über den übernatürlichen Charakter der Erscheinungen von Lourdes. Darin heißt es u.a.:

"Das Ereignis, über das wir euch seit vier Jahren auf dem laufenden gehalten haben, war der Gegenstand unserer besonderen Hirtensorge. Wir sind ihm in den verschiedenen Phasen seiner Entwicklung gefolgt. Wir ließen uns von der aus frommen, gelehrten und erfahrenen Priestern zusammengesetzten Priestern unterrichten, die das Kind vernommen hat, die Tatsachen eingehend prüfte, alles studierte und abwog. Wir haben uns auch an Autoritäten der Wissenschaft gewandt und sind zur Überzeugung gekommen, daß die Erscheinung übernatürlichen

und göttlichen Ursprungs ist und daß folglich Bernadette die allerseligste Jungfrau geschaut hat. Unsere Überzeugung hat sich aus den Aussagen Bernadettes ergeben, aber ganz besonders aus den Geschehnissen, die nicht anders erklärt werden können, als daß sie göttlichen Ursprungs sind . . .

Die Erscheinungen haben aufgehört, aber der Zustrom (zur Grotte) geht unvermindert weiter. Die Pilger kommen von weit her, selbst aus dem Ausland. Sie kommen alle, klein und groß, Menschen aller Stände und Klassen. Und was führt diese vielen Menschen hierher? Sie pilgern zur Grotte, um zu beten und die Gunsterweisungen der Gottesmutter zu erlangen. Durch ihre tiefe innere Sammlung beweisen sie, daß ein heiliges Wehen von diesem inzwischen berühmt gewordenen Felsen ausgeht. Eifrige Seelen werden noch eifriger. Laue und Abgestandene finden den Weg zurück zu Gott, nachdem sie U. L. Frau von Lourdes um Hilfe angerufen haben. Diese Wunder der Gnade, die einen weltumspannenden Charakter haben und von Dauer sind, können nur Gott zum Urheber haben. Wird nicht schon allein dadurch die Echtheit der Erscheinungen bestätigt? . . .

Wie sollten wir, geliebte Christen, das weise Eingreifen der Vorsehung Gottes nicht bewundern? Ende 1854 verkündete unser Heiliger Vater Pius IX. das Dogma der Unbefleckten Empfängnis. Bis an das äußerste Ende der Erde drangen diese Worte des Stellvertreters Jesu Christi. Die Herzen der Christen schlugen höher vor Freude, und überall feierte man dieses auserlesene Privileg der Gottesmutter. Und nun siehe, etwas mehr als drei Jahre später erscheint die allerseligste Jungfrau einem Kinde und erklärt ihm: “Ich bin die Unbefleckte Empfängnis . . . Ich will, daß hier zu meiner Ehre eine Kapelle errichtet wird . . .” Scheint es nicht, als wollte sie das unfehlbare Wort des Nachfolgers des Heiligen Petrus auf diese Weise bestätigen? . . .

Nachdem wir den Heiligen Geist um Erleuchtung angefleht und den Beistand der allerseligsten Jungfrau erfleht haben, erklären wir:

Artikel 1: Wir stellen fest, daß die Unbefleckte Gottesmutter wirklich der Bernadette Soubirous am 11. Februar 1858 und an den folgenden Tagen, im ganzen achtzehnmal, an der Grotte von Massabielle bei Lourdes erschienen ist; daß diese Erscheinungen den Charakter der Wahrhaftigkeit tragen und die Gläubigen diese als erwiesen ansehen mögen.

Wir unterwerfen unser Urteil demütig dem Urteil des Heiligen Vaters, als dem Lenker der Weltkirche . . .

Artikel 2: Um dem Willen der Gottesmutter zu entsprechen, schlagen wir vor, auf dem Gelände der Grotte, das inzwischen Eigentum des Bischofs von Tarbes geworden ist, ein Heiligtum zu errichten.

Die Errichtung dieses Heiligtums wird in Anbetracht des schwierigen Geländes lange Zeit in Anspruch nehmen und große Geldsummen verschlingen. Braucht noch eigens darauf hingewiesen zu werden, daß wir zur Durchführung dieses Planes auf die Unterstützung unserer Priester und der Gläubigen unserer eigenen und aller Diözesen Frankreichs, aber auch des Auslandes angewiesen sind? Wir rufen daher alle großherzigen Seelen und die frommen Menschen der ganzen Welt auf, die die Unbefleckte Empfängnis der allerseligsten Jungfrau verehren, uns zu helfen . . .

Gegeben zu Tarbes, am 18. Januar 1862, dem Feste Petri Thronbesteigung zu Rom

gez.: † Bertrand Severius,
Bischof von Tarbes.”

Die Veröffentlichung dieses Hirtenschreibens brachte die freigeistige Presse von Paris und der Provinz erneut in Harnisch. Man sprach von einem Skandal und einem Nachhinken der kirchlichen Autorität. Die Lehre und Entscheidung des Bischofs von Tarbes sei geradezu beleidigend für die Vernunft und könne neues Blutvergießen wie in den Jahrhunderten vor der Aufklärung bewirken. Der Bischof habe seine Gewalt mißbraucht und sei seiner bischöflichen Funktion unwürdig.

Nur zwei Pariser Zeitungen, der “Univers” und die “Union” stellten sich auf die Seite des Bischofs von Tarbes. Ohne bereits eine eigene Stellungnahme zu beziehen, verteidigten sie nachdrücklich die Lehren und Weisungen der Kirche in der Frage der Wunder. Ganz besonders Chefredakteur Louis Veuillot vernichtete mit unwiderleglicher Logik alle Einwände der Gegner . . .

Obwohl die bischöfliche Untersuchungskommission schon Ende Juli ernannt worden war, dauerte es doch bis zum dritten November, bevor sie ihre Arbeiten aufnehmen konnte.

Die Grotte von Massabielle war bis Oktober noch immer abgeriegelt, und die Beauftragten des Bischofs wollten den Anweisungen des Präfekten nicht zuwiderhandeln, sondern warten, bis die Absperrung beseitigt sei. Sobald es möglich war und die Geister sich einigermaßen beruhigt hatten, begab sich die Untersuchungskommission erstmals nach Lourdes.

Nach einer Messe zu Ehren des Heiligen Geistes in der Pfarrkirche zu Lourdes, ließ die Untersuchungskommission Bernadette im Beisein des Volkes rufen und unterzog sie einem langen und sorgfältig geführten Verhör. Bernadette blieb sich auch diesmal gleich. Schlicht, einfach, klar, präzise und völlig überzeugt beantwortete sie alle Fragen. Tief bewegt schilderte sie die himmlische Frau, berichtete bis in alle Einzelheiten die verschiedenen Erscheinungen, vor allem jene Ekstase, bei der die Erscheinung sich die *Unbefleckte Empfängnis* nannte. Als der Präsident sie fragte, ob sie das alles, was sie berichtet hatte, unter Eid nehmen könne, schien es, als sammele sich Bernadette einen Augenblick. Dann wandte sie ihren Blick ernst auf die Anwesenden, erhob den Finger und erwiderte:

“Ich schwöre es.”

Schon von dieser ersten Sitzung an war die Untersuchungskommission davon überzeugt, daß Bernadette nicht getäuscht worden sei. Dessen ungeachtet begab sich die Kommission an die Grotte und führte die Untersuchung im Beisein von Bernadette in allen Einzelheiten durch. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die große Anzahl von Personen

über die Existenz der wunderbaren Quelle vernommen . . .

Noch am selben Tage vernahm die Kommission mehrere Personen, die wunderbar geheilt worden waren, im Pfarrhaus von Lourdes.

Sie mußten alle Einzelheiten ihres Krankheitsverlaufs berichten. Auch Dr. Dozout, der die meimeisten dieser Kranken behandelt hatte, erschien vor der Untersuchungskommission, um sein medizinisches Gutachten über die geheilten Fälle abzugeben.

Als die Herren an diesem Abend Lourdes verließen, waren sie von dem übernatürlichen Charakter der Erscheinung überzeugt.

In größter Gewissenhaftigkeit setzte die Kommission ihre Arbeit fort. Nichts ließ sie außer acht, was auf irgendeine natürliche Ursache der Erscheinungen hätte zurückgeführt werden können.

Vier Jahre währte die Arbeit der bischöflichen Untersuchungskommission. Nach diesem Zeitraum begaben sich alle Mitglieder geschlossen zum Diözesanbischof, um ihm das Ergebnis ihrer Arbeit zu unterbreiten. Es war klar und überzeugend:

An derGrotte von Lourdes hat sich der Himmel geoffenbart.

44.

Bernadette Soubirous

blieb auch nach den Erscheinungen das gleich schlichte Mädchen wie vorher. Sie wurde weder aus den ärmlichen Verhältnissen des Elternhauses noch von ihrem Asthmaleiden befreit.

Am 3. Juni 1858 schritt sie zum ersten Male zum Tische des Herrn. Als Schülerin der Schwestern wurde sie im Hospiz auf diesen großen Tag vorbereitet und empfing die erste hl. Kommunion in der Klosterkapelle. Sie unterschied sich dabei in keiner Weise von den übrigen Kindern.

Als Bernadette uns an ihrem Erstkommuniontag besuchte, fragte meine Schwester sie:

“Sag einmal, Bernadette, was hat dich glücklicher gemacht: den Heiland in der heiligen Kommunion zu empfangen oder an der Grotte mit der Gottesmutter zu sprechen?”

Das Mädchen zögerte einen Augenblick mit seiner Antwort und erklärte dann:

“Das weiß ich nicht. Diese Dinge gehören zusammen. Sie können nicht voneinander getrennt werden. Alles, was ich weiß, ist: ich bin beide Male sehr glücklich gewesen.”

Nach und nach wurde Bernadette unsere kleine Hausfreundin. War sie anfangs auch sehr zurückhaltend, so ging sie im Laufe der Zeit immer mehr aus sich heraus. So bescheiden ihr geistiges Vermögen in den allgemeinen Dingen des Lebens war, um so lebendiger wurde ihr Geist, wenn sie auf die Erscheinungen zu sprechen kam.

Eines Tages fragte ich sie:

“Sag, Bernadette, hat die Dame an der Grotte mit dir französisch oder hat sie Dialekt gesprochen.”

“Wie, eine Dame von solch hohem Rang soll kein reines Französisch gesprochen haben?”

“Nein”, sagte sie nachdrücklich und fügte hinzu: “Sie hat so gesprochen, wie wir in Lourdes.”

Ein anderes Mal, als wir über die Geheimnisse sprachen, die die Gottesmutter Bernadette anvertraut hatte, fragte ich sie:

“Bist du wirklich ganz sicher, daß nur du diese Geheimnisse kennen darfst? Wir sind der Gottesmutter eben so nahe wie du, und nur du allein willst sie verstanden haben?”

“O ich bin ganz sicher, daß ich allein sie gehört habe. Das alles ist ja nicht so gewesen, wie wir jetzt miteinander sprechen.”

“Was willst du damit sagen?”

“Als die Gottesmutter mir diese Geheimnisse anvertraute, sprach sie hier (und damit zeigte sie mit dem Finger auf ihr Herz) und nicht durch die Ohren.”

“Das verstehe ich nicht.”

“Ich weiß nicht, wie ich mich verständlich machen soll. Schauen Sie, für alle, die um mich herumstanden, war es, als wenn eine Person hundert Schritte von uns entfernt wäre: diese Person würde wohl wahrnehmen, daß wir sprechen, aber sie könnte nicht verstehen, *was* wir sagten.”

“Das ist ja sinnloses Zeug, was du da redest.”

Still lächelte Bernadette vor sich hin ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Eines Tages wollte ein Missionar, Pater Vignes, erfahren, wie Bernadette über das Versprechen der Gottesmutter denke, sie glücklich zu machen. Er stellte ihr die Frage:

“Da die Gottesmutter dir doch versprochen hat, dich in der Ewigkeit glücklich zu machen, brauchst du dich wohl in keiner Weise mehr zu sorgen, und du kannst dich auf dieses Versprechen berufen.”

“Oh nein, Herr Pater, was glauben Sie wohl? Geben Sie acht: ich werde nur dann glücklich, wenn ich meinen geraden Weg gehe.”

Als wir eines Tages mit ihr über die Erscheinung vom 18. Februar sprachen, sagte sie:

“Die Dame bat mich, vierzehn Tage lang zur Grotte zu kommen . . .”

Ich unterbrach sie:

“Wiederhole uns doch einmal die Worte, die die Dame gesagt hat.”

“Die Dame sagte mir: ‘Wollen Sie die Güte haben . . .’ ” Ganz verstört unterbrach sich Bernadette und fügte mit gesenktem Kopf hinzu:

“Die allerseligste Jungfrau hat *‘Sie’* zu mir gesagt.”

Als die behördlichen Schikanen ihren Höhepunkt erreichten, fand ich eines Tages bei meiner Heimkehr meine Schwester im Gespräch mit Bernadette. Ich frage sie:

“Hast du schon davon gehört. Es scheint, daß man jetzt deinem ganzen Betrug auf die Spur gekommen ist und vorhat, dich ins Gefängnis zu bringen. Man sagt es wäre möglich, daß man auch mich noch hole, weil ich auf deiner Seite stehe?”

Bernadette hatte sofort erfaßt, daß ich Spaß machte und sagte:

“Das wäre fein für mich . . . Erstens würde ich dann meine Eltern kein Geld mehr kosten. Und dann wären Sie ja auch da und könnten mich Le-

sen und Schreiben und den Katechismus lehren, wie jetzt im Hospiz die Schwestern."

"Sag mal, Bernadette", fragte meine Schwester das Kind bei einer anderen Gelegenheit, "hat die Gottesmutter nur auf dich geschaut, als wir an der Grotte waren?"

"Nein, sie blickte liebevoll auf alle. Manchmal schien es, als schaue sie einen nach dem andern an. Ihr Blick ruhte auf ihnen, als sei sie guten Freunden begegnet."

Als die Untersuchungskommission in Lourdes weilte, stellte der Präsident die Frage an Bernadette:

"Soeben erzählten Sie uns, Sie hätten bei der Entdeckung einen Grashalm gegessen. Weshalb taten Sie das?"

'Ich weiß es nicht. Die Dame hat mich dazu gedrängt und es mir zu verstehen gegeben."

"Aber mein Kind, nur die Tiere fressen rohes Gras."

"Oh, Herr Pfarrer, Sie irren sich aber. Wir essen doch auch grünen Salat." Und lächelnd fügte sie bei: "Aber wir tun etwas Öl und Essig dazu."

So könnte ich noch eine ganze Reihe von Einzelheiten aufzählen, aber das würde zu weit führen.

45.

Wer nach Lourdes kam,

wollte Bernadette Soubirous sehen und sprechen. Die Familie Soubirous wurde immer mehr von Besuchern belästigt. Fanden diese das Mädchen nicht zu Hause, dann begaben sie sich zum Hospiz, weil sie glaubten, sie dort in der Schule anzutreffen.

Was Bernadette und ihre Eltern in den ersten drei bis vier Jahren nach den Erscheinungen zu erdulden hatten, war nicht leicht. Zehn-, ja zwanzigmal am Tage mußte die Begnadete den Besuchern über ihre Erscheinungen berichten. Darüber hinaus trat man mit allen möglichen Anliegen an Bernadette heran.

Bei der Notlage der Familie Soubirous, die niemanden verborgen bleiben konnte, wollten die Besucher sich beim Weggehen vielfach mildtätig erweisen und Bernadette Geld geben, aber sie nahm nichts an.

Wir selbst wurden eines Tages Zeuge eines solchen Versuchs. Eine vornehme Dame kam in unser Haus, weil sie gehört hatte, Bernadette sei bei meiner Schwester und mir. Wir hießen sie eintreten und sich mit der Begnadeten eine ganze Stunde lang über die Erscheinungen der Gottesmutter unterhalten. Als sie von Bernadette Abschied nahm, umarmte sie diese und steckte unauffällig eine Geldrolle in ihre Schürzentasche. Bernadette war entsetzt, ließ die Rolle zur Erde fallen, hob sie aber verwirrt auf und gab der Dame das Geld zurück. Kein Zureden konnte sie bewegen, die Geldmünzen anzunehmen.

Einige Tage später ereignete sich im Pfarrhause von Lourdes folgendes: Der Bischof von Soissons war auf der Durchreise und wollte sich persönlich über die Erscheinungen in Lourdes unterrichten. Er sprach mit Bernadette. Der Bischof war sehr beeindruckt von der Begnadeten. Als sich das Mädchen verabschiedete, wollte er ihm einen kostboren Rosenkranz überreichen.

"Oh, Monseigneur", rief Bernadette aus, "der ist viel zu schön. Den kann ich nicht annehmen. Ich danke Ihnen."

"Bedenke, mein Kind", sagte der Bischof mit größtem Wohlwollen, "mein Geschenk ist nicht ganz so uneigennützig wie du meinst: indem ich dir diesen Rosenkranz überreichte, hatte ich die Absicht, dich um den deinen zu bitten."

"Oh, das geht nicht", erklärte Bernadette. Und schon überreichte sie dem Bischof ihren eigenen Rosenkranz, war aber selbst unter keinen Umständen zu bewegen, den des Bischofs anzunehmen.

Auch die Eltern Soubirous lehnten es entschieden ab, von wohltätigen Menschen etwas anzunehmen. Immer wieder kam es vor, daß man versuchte, dem Vater oder der Mutter Geld in die Hand zu drücken, nachdem Bernadette sich geweigert hatte, es anzunehmen. Selbst an den Tagen, da sie ihrer Arbeit nicht nachgehen konnten, weil sich dauernd Besucher einstellten, die ihre Tochter sehen wollten und große Not in der Familie herrschte, lehnten die Eltern es ab, auch nur das Geringste anzunehmen. Noch nicht einmal Geld, das wohltätige Seelen verschwiegen auf eine Komode des Hauses niederlegen wollten, behielten sie.

Am 8. Dezember 1868 starb Frau Soubirous. Bernadette war darüber getröstet, daß ihre Mutter am Feste der Unbefleckten Empfängnis sterben durfte und sah darin eine Fügung Gottes. Vater Soubirous aber war durch diesen Todesfall so niedergeschlagen, daß er tagelang wie von Sinnen umherging, bis er sich wieder aufraffte und erneut fleißig arbeitete.

Pfarrer Peyramale litt mit unter der Not der Familie Soubirous und wußte nicht, wie er dieser wirksam helfen konnte. Er war daher glücklich, als er eines Tages erfuhr, daß die Mühle Lacadé im Lapacaviertel von Lourdes zu verkaufen sei. Darin erblickte er einen Wink des Himmels. Der Pfarrer unternahm sofort die nötigen Schritte, um Vater Soubirous dafür zu interessieren. Dieser lehnte aber mit der Begründung ab, er könnte die Pacht nicht bezahlen. Das hinderte Pfarrer Peyramale nicht, weiterzugehen: mit dem Superior der Grotte, P. Sempé, fuhr er zum Bischof von Tarbes, um diesem das Anliegen vorzutragen. Bischof Laurence war die Not der Familie Soubirous seit langem bekannt. Er gab Anweisung, die Mühle auf seine eigenen Kosten zu kaufen. Der Kaufvertrag wurde am 29. August 1867 vor dem Notar Deléas geschlossen und Vater Soubirous zum Eigentümer erklärt. Von diesem Tage an war die Familie aus ihrer größten Not heraus.

In Lourdes freute sich alles über die väterliche Besorgnis des Pfarrers Peyramale. Man war glücklich, daß auf diese Weise eine Lösung für die Familie Soubirous gefunden worden war.

46.

Als Mutter Soubirous starb,

hatte Bernadette schon vier Monate zuvor Lourdes verlassen und befand sich in Nevers.

Die Schwestern des Hospizes in Lourdes hatten ihre Schülerin Bernadette sehr lieb gewonnen. Sie mußten aber feststellen, daß das Kind immer schwächlicher wurde und erbaten daher die Erlaubnis ihrer Oberin, Bernadette in ihr Kloster aufzunehmen, die sie auch erhielten.

Die Oberin begab sich zu den Eltern Soubirous und bat, man möge ihnen Bernadette zur Pflege überlassen. Die Eltern willigten ein.

Im Juli 1860 kam die Begnadete in das Hospiz der Schwestern zu Lourdes als Kranke, die der Wohltätigkeit anheimfiel. In Wirklichkeit wurde sie nicht so behandelt, sondern in einem freundlichen und gesunden Zimmer allein untergebracht. Bernadette aß mit den Kindern des Internates.

Ihr Gesundheitszustand besserte sich nicht. Im Gegenteil: er verschlimmerte sich so, daß man sie eines Tages mit den Sterbesakramenten versehen mußte. Die herbeigerufenen Ärzte erklärten Bernadette für verloren, wollten aber alles versuchen, sie zu retten. Als die Ärzte weggegangen waren, holte man Lourdeswasser und gab der Schwerkranken einen Löffel davon zu trinken. Unmittelbar danach konnte sie sprechen und war innerhalb kürzester Frist wieder hergestellt. Man sprach von einem Wunder, und die Kunde davon drang auch in die Stadt.

Die Schwestern wollten Bernadette vor der Zudringlichkeit der fremden Besucher bewahren. Das glückte aber nicht immer. Oft kam es vor, daß sich hochgestellte Personen einfanden, die nicht abgewiesen werden konnten. Auch hierbei blieb Bernadette sich immer gleich und erklärte:

“Ich bin ein einfaches Mädchen, das sich nicht lange unterhalten kann. Ich habe Ihnen das gesagt, was sich an der Grotte vollzogen hat. Prüfen Sie nun selbst, was Sie davon halten.”

Für Bernadette waren diese Besuche eine wahre Tortur, die sie zwar äußerlich nicht merken ließ, worunter sie aber um so mehr litt. Ein Beispiel dafür: Als sie eines Tages fieberkrank im Bett lag, kam eine Dame aus Lourdes sie besuchen.

“Immer noch leidend?” fragte die Dame bei ihrem Eintritt in das Zimmer. “Wie ich dich doch bedaure, mein Kind!”

“Bedauern Sie mich nicht so”, antwortete Bernadette freudig, “ich weiß zwar nicht, weshalb ich mit dem Fieber noch länger leben soll, aber jedenfalls ist es mir viel lieber als die Sitzungen im Sprechzimmer.”

“Du mußt aber daran denken, daß du dich dabei einer Aufgabe zu unterziehen hast, die dir die liebe Gottesmutter aufgetragen hat.”

“Oh, diese Aufgabe erfülle ich gern. Aber es gibt so manche, die kommen und mich anstaunen, wie man seltene Tiere in einem Zirkus anstarrt.”

Inzwischen war Bernadette 18 Jahre alt geworden und besaß immer noch eine schwankende Gesundheit. Sie war wohl etwas gewachsen, hatte inzwischen auch lesen und schreiben gelernt. Sie war glücklich und zeigte sich keineswegs um ihre Zukunft besorgt.

Im Jahre 1863 kam der Bischof von Nevers, der gleichzeitig auch Generalsuperior der Barmherzigen Schwestern von Nevers war. Nachdem er die Schwestern begrüßt hatte, erbat er sich Auskunft über Bernadette. Wenige Minuten später, als er durch das Haus geführt wurde, sah er Bernadette beim Gemüseputzen. Er war sehr beeindruckt von dem Mädchen und widmete ihm einige wohlwollende Worte.

Am Abend rief der Bischof Bernadette zu sich und ließ sich von ihr über die Erscheinungen berichten. Er war davon so gerührt, daß er das Mädchen, um dessen Zukunft er sich sorgte, unterbrach und die Frage stellte:

“Ja meine Tochter, Ihnen sind große Gnaden durch die Gottesmutter zuteil geworden. Was glauben Sie nun aus Dankbarkeit dafür tun zu müssen.”

“Monseigneur, niemals habe ich mir über etwas anders Gedanken gemacht, als über das, was ich hier tue. Das heißt: ich bete und arbeite mit den lieben Schwestern.”

“Aber bedenken Sie, mein Kind, daß das nur ein vorübergehender Zustand ist. Die Schwestern können Sie nicht für immer behalten.”

“Wenn ich aber als Dienstmädchen bei ihnen bleiben möchte?”

“Das geht nicht. Sie können nur Schwestern im Hause behalten, die durch Gelübde gebunden sind.”

Bernadette senkte den Blick.

Schauen Sie, mein Kind, so fuhr der Bischof fort, “ist Ihnen noch niemals der Gedanke gekommen, in das Kloster der guten Schwestern einzutreten, die Sie pflegen?”

“ Nein, Monseigneur, wenn mir der Gedanke gekommen wäre, hätte ich mir sagen müssen, das sei unmöglich.”

“Weshalb denn?”

“Weil ich zu unwissend bin und kein Vermögen habe.”

“Im allgemeinen stimmt es schon, daß wir eine Mitgift und eine gewisse Bildung verlangen, aber wenn ein wirklicher Ordensberuf vorliegt, dann kann man davon abstehen.”

“Ich glaube, Monseigneur, ich habe das begriffen. Ich danke Ihnen. Aber bevor ich mich entscheiden kann, muß ich lange darüber nachdenken.”

“Gott bewahre mich, bei Ihnen einen voreiligen Entschluß zu bewirken. Was ich Ihnen sagen wollte, war, zu überlegen, was die Gottesmutter von Ihnen erwartet. Beten Sie eifrig zu ihr. Wenn Sie sich zu einem wahren Opferleben im Kloster angetrieben fühlen, dann schreiben Sie mir. Ich werde vor Gott erwägen, was zu tun ist.”

Bernadette ging weiter ihren alltäglichen Weg. Nach einem Jahr erbat sich die Begnadete eine persönliche Unterredung mit der Hausoberin. In ernstem Ton erklärte sie:

“Meine Mutter, ich habe lange vor Gott und der allerseligsten Jungfrau über das nachgedacht, was der Hochwürdigste Herr Bischof mir gesagt hat. Heute ist mein Entschluß gefaßt. Schreiben Sie an Monseigneur, daß ich als Ordensfrau unter seiner Leitung leben und sterben will.”

Mit Tränen in den Augen rief die Oberin aus:

"Gesegnet sei dieser Tag. Seit langem bete ich mit dir und erwartete sehnlichst diese glückliche Stunde. Ja, wir freuen uns, dich als eine der unsrigen betrachten zu dürfen. Übrigens: gehörst du denn nicht schon ohnehin zu uns?"

Bereits wenige Tage später war alles geregelt. Dem Eintritt stand kein Hindernis mehr im Wege.

Aber es sollte anders kommen: immer wieder stellten sich Krankheiten ein, so daß sie erst 1866 ins Noviziat in Nevers eintreten konnte. Der Abschied von der Grotte, den Eltern und den Geschwistern fiel Bernadette schwer. Als sie das letzte Mal mit zwei Schwestern an die Grotte ging, brach sie in Tränen aus und rief:

"O meine Mutter, meine Mutter, wie kann ich dich verlassen?"

Sie war so ergriffen, daß sie nicht mehr beten konnte. Beim Abschied ging sie zum Felsen und küßte ihn. Dann kehrte sie auf ihren Platz zurück und schaute zur Grotte empor, als habe sie ihre himmlische Mutter vor sich. Aber diese war nicht zu sehen. In Strömen rannen die Tränen über ihre Wangen.

Die Schwestern wollten Bernadette nicht länger an der Grotte lassen, traten zu ihr und sagten, es sei Zeit, nach Hause zurückzukehren.

"O haben Sie Mitleid", rief sie aus. "Es ist ja zum letzten Mal. Ich bitte Sie, meine Schwestern, gewähren Sie mir noch einen Augenblick."

Das geschah. Nach einiger Zeit machten sie sich dann mit Bernadette auf den Heimweg. Sie wischte sich die Tränen aus den Augen, warf noch einen letzten Blick auf die Grotte und ging eiligen Schrittes mit den Schwestern ins Kloster zurück.

Bernadette gestand, wie unsagbar schwer ihr der endgültige Abschied von der Grotte fiel: " Die Grotte war mein Himmel auf dieser Welt", sagte sie.

Am folgenden Morgen verabschiedete sie sich von ihren Eltern. Als sie die Mutter ein letztes Mal umarmte, fiel sie in Ohnmacht, kam aber bald wieder zu sich. In der zärtlichsten Weise nahm sie dann von Vater und Mutter und Geschwistern Abschied.

"Gott befohlen, Gott befohlen!" rief sie wiederholt beim verlassen des elterlichen Hauses.

Nun ist Bernadette in Nevers,

weit weg von ihrer geliebten Grotte von Massabielle. Zwei Schwestern begleiteten die Begnadete ins Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern. Als man Bernadette ins Zimmer der Superiorin geleitet hatte, fragte diese:

"Sind sie die Postulantin, die man von Lourdes hierhergebracht hat?"

"Ja, Frau Oberin."

"Wie heißen Sie?"

"Bernadette Soubirous."

"Was haben Sie denn gelernt?"

"Nicht viel, Frau Oberin."

"Was glauben Sie, was wir mit Ihnen anfangen können?"

Bernadette schwieg.

"Wer hat Ihnen denn unsere Genossenschaft empfohlen?"

"Der Hochwürdigste Herr Bischof von Nevers."

"So, so! dieser heilige Mann handelt immer in ähnlicher Weise . . . Kommen Sie, meine Tochter, und essen Sie mit den Schwestern aus Lourdes zu Nacht. Morgen werden wir dann in die Küche gehen, wenn Sie sich nicht zu müde fühlen, und dort helfen Sie der Schwester spülen."

Die Mutter Superiorin glaubte, Bernadette so auf ihre Demut prüfen zu müssen, hatte sich aber geirrt. Alles, was ihr aufgetragen wurde, verrichtete sie in größter Einfalt und Bescheidenheit.

Bei ihrem Eintritt erhielt Bernadette den Ordensnamen Maria Bernarda.

Der Aufenthalt in Nevers schien sich gut auf den Gesundheitszustand der Novizin auszuwirken. Ihre glückliche Charakterveranlagung trug nicht wenig dazu bei, daß sie sich rasch in das Klosterleben hineinfand.

Aber die Gesundheit hielt nicht lange stand. Eines Abends beim Verlassen des Refektoriums erbrach sie so viel Blut, daß man um ihr Leben fürchtete. Der in Eile herbeigerufene Arzt gab sie auf. Er versuchte mehrere Mittel, aber alles blieb wirkungslos.

Die Generaloberin benachrichtigte zu später Abendstunde den Bischof von Nevers. Er eilte sofort an das Krankenlager. Da sie durch das Erbrechen die hl. Hostie nicht empfangen konnte, erteilte er Bernadette die letzte Ölung. Mit Tränen in den Augen verließ er die Sterbenskranke.

Die Generaloberin begleitete den Bischof zum Ausgang und drückte ihr Bedauern aus, daß Bernadette nun wohl sterben werde, ohne daß sie den Ordensschleier erhalten und die Gelübde abgelegt habe.

"Was soll sie denn daran hindern?" sagte der Bischof. "Gönnen wir doch diesem begnadeten Kind Mariens diese letzte Gunsterweisung."

Damit drehte der Bischof sich um und ging erneut in das Krankenzimmer:

"Schwester Maria Bernarda", flüstete er der Schwerkranken ins Ohr, "Unsere Liebe Frau von Lourdes ist noch nicht zufrieden. Sie möchte, daß Sie mit dem Profeßschleier im Himmel ankommen. Sammeln Sie sich von ganzem Herzen und bereiten Sie sich vor, die Gelübde abzulegen. Wenn Sie mich verstehen können, dann machen Sie mir ein Zeichen."

In diesem Augenblick richtete Bernadette einen dankerfüllten Blick zum Himmel. Dann sprach der Bischof die üblichen Gebete und forderte die Novizin in feierlichem Ton auf, ihm die Worte nachzusprechen oder sie wenigstens im Herzen zu erwägen, die er ihr vorsage. Die Kranke, die nicht sprechen konnte, nickte mit dem Kopfe.

Nachdem diese Zeremonie zu Ende war, fiel sie in ein Koma, von dem man annahm, es sei der Beginn der Agonie. Während alle Schwestern um ihr Bett knieten, verfiel sie in einen stärkenden Schlaf. Ihr Atem wurde regelmäßiger, nach einigen Stunden wachte sie lächelnd auf und begann zu sprechen. Man gab ihr zu essen, und nach zwei oder drei Tagen war sie auf dem Weg der Besserung.

Aber wie es nun einmal das Los der Auserwähl-

ten ist: eine Prüfung löste die andere ab.

Die schweren Heimsuchungen schwächten die Novizin sehr. Sie mußte einige Zeit von allen Ordensverpflichtungen befreit werden.

Anschließend aber hieß es für sie, wieder in das Noviziat zurückkehren. Ihre Gelübde erneuerte sie in Gegenwart des Bischofs von Nevers am 30. Oktober 1867.

Wenige Tage später vertauschte sie den Dienst in der Spülküche mit dem Krankenhospiz.

Der Arzt machte die Oberin darauf aufmerksam, Bernadette gehöre eher selbst ins Bett, als daß sie den Kranken diene. Die Oberin war vernünftig genug das zu verstehen und übertrug der Schwester das Amt einer Sakristanin in der Schwesternkommunität.

Was Bernadette hier an Geschicklichkeit und Geschmack entwickelte, hätte man niemals bei ihr vermutet. Noch heute werden Stickereien von ihr aufbewahrt, die beweisen, was sie geleistet hat.

Bernadette hat zeitlebens viel gelitten. Aber als es ihrem Lebensende zuging, verschlimmerten sich ihre Leiden.

Tief traf sie die bittere Nachricht, daß ihr Vater am 4. März 1871 (dem 13. Jahrestag der Erscheinung vom 4. 3. 1858) eines heiligmäßigen Todes gestorben sei.

In den letzten Jahren kam zu all den körperlichen Leiden auch noch die seelische Finsternis. Nur Gott weiß, was sie dabei gelitten hat.

Am Mittwoch, dem 16. April 1879, saß Schwester Maria Bernarda in einem Lehnstuhl, betete und erwartete den Tod. Gegen 13 Uhr ließ sie ihren Beichtvater rufen und wollte noch einmal das Sakrament der Buße empfangen.

Eine Schwester sagte zu der Sterbenden:
"Sie leiden wohl viel?"

"Das alles ist wertvoll für den Himmel", gab sie zur Antwort.

"Ich werde die Unbefleckte Empfängnis bitten, Sie zu trösten."

"Nein", erwiderte die Sterbende, "nicht um mich zu trösten, sondern um mir Kraft und Geduld zu verleihen."

Das Ende nahte: Bernadette lag friedlich da. Die Sterbende verneigte sich mit den Schwestern im Gebet, und ihre fast erloschene Stimme war immer wieder zu hören. Dann wiederholte sie leise den zweiten Teil des "Gegrüßet seist du, Maria". Beim dritten Mal konnte sie nicht mehr weiter.

Als die anwesenden Schwestern feststellten, daß sie starb, beteten sie: "Jesus, Maria, Joseph, steht ihr bei im letzten Kampfe!"

Bernadette neigte ihr Haupt und starb.

Es war 15 Uhr, jene Zeit, da Jesus am Kreuze starb.

Das war am Mittwoch in der Osterwoche. Genau 21 Jahre vorher hatten ihre Finger im Laufe der Erscheinung die brennende Kerze berührt, ohne sich daran zu verletzen.

Die Beerdigung Bernadettes fand am 19. April 1879 mit großer Feierlichkeit im Beisein des neuen Diözesanbischofs statt. Der Leichnam wurde in einer Kapelle zu Ehren des hl. Joseph beigesetzt. Inmitten eines großen Gartens, der an das Mutterhaus St. Gildard angrenzt.

*

Bernadette ruht im Frieden der Ewigkeit. Möge sie beim lieben Gott ihres alten Freundes aus Lourdes gedenken und ihm durch ihre Fürbitte die Gnade erflehen, mit eigenen Augen einstens im Himmel die Unbefleckte Empfängnis zu sehen, die anzurufen sie in kindlichem Vertrauen nie müde wurde seit dem Tage, da er an der Grotte von Massabielle neben ihr kniete.

Ende.

Unsere Erzählung "Bernadette" ist zuende. Mit der nächsten Nummer beginnen wir mit einem höchst interessanten Roman aus dem Leben der großen deutschen Heiligen, der hl. Hildegard. "Das lebendige Licht" hat der bekannte Schriftsteller Wilhelm Hünermann seine Erzählung aus großer, christlich deutscher Vergangenheit betitelt. Wir sind überzeugt, daß unsere Leser mit Spannung auf die einzelnen Fortsetzungen warten werden. Es tut gut, in unserer unruhigen Zeit still lesend Rückblick in die Welt unserer Vorväter zu halten.

ADVENT

In meines Lebens tiefer, heißer Not
will ich nach Dir, o Gott, die Arme breiten.
Und Deinem Lichte still entgegenschreiten
durch dunkler Nächte Schicksal, Qual und Tod.

Sieh da mein Herz — ich halt es Dir bereit —,
den letzten Tropfen goß ich aus der Schale.
Nun füll sie neu mit Deiner Gnaden Strahle
und lehr mich lächelnd schreiten durch die Zeit.

So harr ich Deiner Ankunft, Herr, mein Gott,
wie sehnend einst Dein Volk Dich rief vor Zeiten.
Ich harre Dein, bis Du mir wirst bereiten
des neuen Tages leuchtend Morgenrot.

Mathilde Panzer

Bursen für Priesterstudenten

Vier Adventskerzlein zünden wir an. In der ersten Adventswoche brennt die erste Kerze, uns daran erinnernd, daß Einer kommt, die Welt zu retten. Zwei Kerzen brennen in der zweiten Woche: Christus und das Herz des Menschen, das Erlösung sucht. Drei Kerzen in der dritten Woche: Christus kommt, der Mensch sucht Ihn, und die Welt, unsere Mitmenschen brauchen Ihn. Drum beten wir ums Heil der eigenen Seele und das Heil der ganzen Welt. Und wenn in der vierten Adventswoche alle vier Kerzen brennen, dann wissen wir, daß Christi erstes Opfer, Seine Geburt im Stall in heiliger Weih-Nacht, uns den Weg zeigt: Opfere für andere, wie Christus es tat. Das ist der vierten Adventskerze Predigt. Wir suchen dieser Predigt Lehre durchzuführen. Wir beten und opfern für die Erziehung armer Studenten zum Priestertum. Das ist der Zweck unserer Priester-Studenten-Bursen.

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,168.87
Henry Scherr, Peterson, Sask.	2.00
Mrs. Anton Klein, Holdfast, Sask.	3.00
Mrs. A. Koenig, Kelowna, B. C.,	3.00
	$2,176.87

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,114.45
Ein Freund, Winnipeg, Man.	100.00
Mrs. Rose Schmitz, Humboldt, Sask.	1.00
Mrs. M. Unser, Sedley, Sask.	1.00
Ein Freund, Humboldt, Sask.	6.00
John Rist Sr., Kendal, Sask.	3.00
Joseph Meier, Kitchener, Ont.	2.00
Mrs. F. Dettling, Friedenstal, Alta.	1.00
Mrs. M. Rietzler, Friedenstal, Alta.	20.00
	$8,248.45

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$1,746.50
Miss Pauline Bretell, Regina,Sask.	2.50
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina, Eask.	35.00
Mrs. P. Molisky, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. N. Leitner, Regina, Sask.	1,00
Mr. & Mrs. A. Braun, Regina, Sask.	1.00
Miss O. Vollhoffer, Regina, Sask.	2.00
Dr. & Mrs. J. Riffel, Regina, Sask.	20.00
Mrs. B. Klein, Regina, Sask.	1.00
Mrs. G. Preikschat, Regina, Sask. K	2.00
Mr. & Mrs. H. Roth, Regina, Sask.	1.00
Mr. Paul Metz, Regina, Sask.	1.00
Mr. J. Resch, Regina, Sask.	1.00
Mr. L. Leir, Regina, Sask.	1.00
Mr. J. Tian, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. J. Thomas, Regina, Sask.	1.00
Mr. Adolph Maier, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. F. Straub, Regina, Sask.	1.00
Miss Bertha Schneider, Regina, Sask.	1.00
Miss G. Schultz,Regina, Sask.	1.00
Mr. F. Obrigewitsch, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. M. Fix, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. V. Mildenberger, Regina,	1.00
Mr. Adam Novak, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. P. Schmidt, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. L. Gottselig, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. P. Folk, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. A. Schneider, Regina, Sask.	1.00
Mr. Simon Schneider, Regina, Sask.	1.00
Miss Ann Schnurr, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. A. Baumgartner, Regina,	1.00
Mr. & Mrs. T. Terhorst, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. J. Klepsch, Regina, Sask.	1.00
Miss Theres Grad, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. A. Wagman, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. A. Maier, Regina, Sask.	1.00
Mrs. J. Holt, Regina, Sask.	1.00
Mrs. W. Kuntz, Regina, Sask.	1.00
St. Mary's C.W.L. Social casual revenue	10.25
	$1,855.25

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.